Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 30 – 26. Juli 2008 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE



Goldelse: Obama wählte für seinen Auftritt die Siegessäule. Wie die Preußen aus den Einigungskriegen, denen diese Säule gewidmet ist, möchte er aus der Präsidentschaftswahl als Sieger hervorgehen. Innerhalb der Demokraten konnte er mit Clinton eine Dame überflügeln. In Berlin jedoch stand eine geflügelte über ihm: die Siegesgöttin Viktoria, deren Adlerhelm sie auch als Borussia, als Personifikation Preußens erscheinen läßt.

Foto: pa

Teure Hilfe für Belgrad

Nach der Festnahme von Karadzic kann Serbien Gegenleistungen der EU einfordern

Von KLAUS D. VOSS

Jetzt hat Belgrad das große Blatt auf der Hand – nach der Festnahme des als Kriegsverbrecher gesuchten Radovan Karadzic wird die EU der Serbischen Republik kaum noch eine Forderung abschlagen können. Wieder einmal haben sich Deutschland und der Westen in Sachen Jugoslawien mit ungeschickter Politik festgefahren. Es wird teuer.

Was Karadzic, den früheren Präsidenten des serbischen Teils von Bosnien, erwartet, sollte er an das UN-Kriegsverbrechertribunal in Den Haag überstellt werden, ist in Umrissen klar. Nach Aktenlage könnte man ihm die Verantwortung für den Tod von 75000 Zivilisten, unter anderem beim Massaker von Srebrenica und der Belagerung von Sarajewo, vorwerfen. Daneben auch die Geiselnahme von UN-Soldaten und ein perfekt organisiertes System zur privaten Bereicherung, auch aus Hilfslieferungen.

Was auf Deutschland und die Europäische Union zukommen wird, läßt sich in seinem Umfang noch lange nicht abschätzen, aber eines ist der EU sicher: Sie muß die Rolle des Zahlmeisters übernehmen.

Für Belgrad ist die erste Etappe auf dem Weg in die Europäische Gemeinschaft freigeschaltet. Die neue serbische Regierung unter Präsident Boris Tadic und Regierungschef Mirko Cvetkovic, die überraschend schnell auf die Forderung nach Festnahme von Kriegsverbrechern eingegangen ist, kann die Nachbarn im Westen sehr nachdrücklich auf ihre Bringschuld verpflichten. Die Gründe dafür fangen schon bei den Possen um Festnahme oder Schonung von mutmaßlichen Kriegsverbrechern wie Karadzic oder dem Serben-General Ratko Mladic an. Nicht nur Belgrad hatte die von vielen Menschen in Serbien als Helden verehrten Gesuchten geschützt. Bereits vor zehn Jahren wäre ein Zugriff europäischer Spezialeinheiten möglich gewesen – aber immer wieder hatten einzelne Staaten aus Eigensinn die schützende Hand über Karadzic und Co. gehalten; besonders Frankreich hat häufig genug die Pläne durchkreuzt.

Auf der Rechnung, die Belgrad jetzt aufmacht, stehen viele Positionen. Unmittelbar muß die EU Belgrad helfen, die Lage im Land zu stabilisieren. Mit welchen Zugeständnissen auch immer radikale Nationalisten ruhig gehalten werden können, die EU ist gefordert.

Noch immer nicht ausgestanden sind die wirtschaftlichen Folgen, die aus der Abspaltung des Kosovo von der Serbischen Republik entstanden sind: Die törichte Entscheidung, diesen Landflecken als eigenständigen Staat anzuerkennen, hat nicht nur die EU in dieser Frage gespalten. Auch für das Kosovo muß die Europäische Union Frieden stiften – mit Geld.

Und dann kommt der ganz große Posten: Je weiter sich Serbien aus seiner politischen Isolation lösen kann, desto mehr rückt in den Mittelpunkt, was man in Europa am liebsten vergessen wollte: der Krieg um das Kosovo, den die Nato 1999 gegen Ex-Jugoslawien führte. Noch immer sind die ganz entscheidenden Fragen ausgeklammert: Wie steht es um die völkerrechtliche Legitimierung dieses Krieges, welche führende Rolle hatte Deutschland? Schließlich: Wer muß die Reparationen für die in Ex-Jugoslawien noch immer sichtbaren Kriegsschäden tragen? Belgrad hat viele offene Forderungen.

KLAUS D. VOSS:

Betreten verboten

Jeder, der schon länger als drei Jahrzehnte auf der Welt ist, weiß noch, wie das mit den Spießbürgern alter Schule war. Menschen, in deren Kopf nichts zusammenging mit Freiheit, mit Bürgerrechten und, wenn es sein mußte, mit Zivilcourage. Es waren Menschen, die den Alltag mit Maßregeln und Geboten zusammenstrickten, und die schon selbst nicht mehr wußten, warum sie das taten.

Klugen Menschen muß man nicht erst sagen, daß Spießer weit weg sind von unseren schönen Traditionen, klugen Lebensweisheiten oder gesunden Grundsätzen; sie sind nicht Philosophen, sondern Pedanten.

Flächendeckend von alledem, was man durfte oder nicht, galt damals in Deutschland das Verbot, die Rasenflächen zu betreten. Und tausend Augen paßten auf. Doch zum Glück ließ man schon früher sich nicht alles gefallen.

Nur weil sich inzwischen ein eher britischer Umgang mit dem öffentlichen Grün eingeübt hat, darf man aber nicht glauben, wir seien die Spießbürger losgeworden. Sie sterben nicht aus, sondern wechseln nur die Seiten und die Farben.

Die Spießer sind heute rotgrün gefleckt. Es sind Menschen, in deren Köpfen Freiheit und Soldaten, Gelöbnis und Würde, Staat und Gesellschaft nicht zusammengehen. Sie domestizieren gern in Amtsstuben, in denen es nach Umwelt riecht. Notorisch geworden ist der Ausfall des Berliner Grünflächenamtes gegen das Gelöbnis junger Rekruten.

Und sie haben es natürlich wiederentdeckt: das Verbot, den Rasen zu betreten. Aber zum Glück lassen wir uns nicht alles gefallen.

Deutsche bauen die Autobahnen

Deutsche Fachkräfte werden wahrscheinlich polnische Autobahnen bauen. Dabei geht es nicht nur um die Qualität, schreibt die polnische Zeitung „Dziennik". Das Ganze hat auch einen wirtschaftlichen Aspekt; Deutsche Firmen erledigen die Tiefbau-Arbeiten einfach preiswerter.

Zu bauen gibt es in Polen wirklich genug. Als Teilausrichter der Fußball-EM 2012 hatte Polen sich verpflichtet, das Straßennetz zwischen den Austragungsorten, darunter Warschau, Danzig, Krakau und Posen, auszubauen. Das polnische Autobahnnetz müßte demnach von derzeit 700 Kilometern auf 1600 Kilometer anwachsen, bevor am 9. Juni 2012 das erste Spiel der EM angepfiffen wird. *vs*

Warschaus Drang nach Osten

Nachbarstaaten regen sich über »postkoloniale Haltung« auf – »Polen-Card« als Eintritt zur EU

Polen will über sich hinauswachsen und erregt damit großen Ärger bei seinen Nachbarn, vor allem in den baltischen Staaten, in Weißrußland, in der Ukraine, in der Republik Moldau und sogar in Usbekistan. Warschau will alle Bürger in den Folgestaaten der Sowjetunion begünstigen, sofern sie sich zur polnischen Minderheit rechnen können.

Dazu reicht es, wenn ein Eltern- oder Großelternteil früher einmal die polnische Nationalität besessen hatte.

Das Gesetz über die „Polen-Card" ist ein Lieblingsprojekt der nationalistischen Zwillingsbrüder Lech und Jaroslaw Kaczynski und ihrer streng konservativen Partei PiS. Es ist nicht schwer zu erkennen, daß Polen damit seinen Einfluß auf die Menschen im ostmitteleuropäischen Raum ausdehnen will.

Wer polnische Vorfahren nachweisen kann, darf bei den Konsulaten diese „Polen-Card" beantragen. Sie ersetzt zwar nicht das Schengen-Visum zur Einreise in die EU, das muß nach wie vor gesondert beantragt werden. Aber die – für viele Osteuropäer – hohen Gebühren für das Visum werden von Warschau getragen.

Die Gebühren für das Visum trägt Polen

Einmal nach Polen eingereist, haben die Karten-Inhaber weitere Vorteile: Sie erhalten eine Arbeitserlaubnis, können ein Gewerbe anmelden oder ein Unternehmen gründen. Der Zugang zu den polnischen Bildungseinrichtungen, Schule oder Hochschule, ist frei. Sie können von der staatlichen Sozialversicherung profitieren und erhalten Rabatte, etwa bei den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Die Kaczynski-Regierung hatte das entsprechende Gesetz noch vor ihrem Sturz durch das polnische Parlament gebracht; die Nachfolgeregierung unter Donald Tusk hatte keine Not gesehen, diese Regelung zu korrigieren, obwohl es heftige Proteste in den Nachbarländern gibt. Die „Polen-Card" soll alle Menschen in Regionen an Polen binden, die nach den Grenzverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr zu Polen gehören, oder deren Vorfahren unter Stalin nach Kasachstan oder Usbekistan deportiert worden waren. Die Nachbarstaaten werfen Warschau nach Presseberichten eine „postkoloniale Haltung" vor.

Polnische Großeltern werden zum Schlüssel zum Westen

Das „Polen-Card"-Gesetz ist dennoch im März in Kraft gesetzt worden, und Staatspräsident Lech Kaczynski, der im Amt verbliebene PiS-Zwilling, ließ es sich nicht nehmen, persönlich dieser Tage einem Antragsteller aus Litauen die erste „Polen-Card" zu überreichen.

Die polnischen Auslandsvertretungen und Konsulate sind allerdings auf den Ansturm der Interessenten alles andere als gut vorbereitet. Es darf angenommen werden, daß sich viele durch den attraktiv erleichterten Eintritt in die EU anlocken lassen. Die Konsulate müssen nicht nur die Dokumente prüfen, die zum Teil bis zu den Urgroßeltern zurückreichen. Die Antragsteller müssen sich auch einem Sprachtest unterziehen und eine Loyalitätserklärung zur polnischen Nation unterschreiben. *vs*

MELDUNGEN

Bündnis für Krankenhäuser

Berlin – Das Ende Juni gegründete Aktionsbündnis „Rettung der Krankenhäuser“ richtet an Bundesregierung und Bundestag die Forderung, die Kliniken vom politischen Spar-Diktat zu befreien und sie so schnell wie möglich aus eigener Kraft und mit geeigneten finanziellen Mitteln die notwendige und hochwertige medizinische Versorgung der Patienten sichern zu lassen. Die finanzielle Not der Krankenhäuer schweißt die Organisationen und Verbände der Kliniken und ihrer Mitarbeiter im Aktionsbündnis „Rettung der Krankenhäuser“ – einem Zusammenschluß aus der Deutschen Krankenhaus Gesellschaft, ver.di, dem Deutschen Städtetag, dem Marburger Bund, der Bundesärztekammer, dem Deutschen Beamtenbund, der Vereinigung der kommunalen Arbeitgeberverbände, dem Verband der Krankenhausdirektoren und dem Deutschen Pflegerat – zusammen. Der Präsident der Deutschen Krankenhausgesellschaft, Dr. Rudolf Kösters, warnt: „In jedem dritten Krankenhaus drohen mittelfristig die Lichter auszugehen. Von den 2100 Kliniken in Deutschland schreiben inzwischen fast 700 Häuser rote Zahlen.“ Den Krankenhäusern entstehen massive Kostenbelastungen durch die Tarifabschlüsse für 2008/2009 in Höhe von 4,1 Milliarden Euro. Hinzu kommen steigende Energie- und Sachkosten in Höhe von 3,8 Milliarden Euro. Das Bündnis hat bei der Abstimmung auf seiner Internetseite www.rettung-der-krankenhaeuser.de bisher allerdings erst knapp über 500 Stimmen erhalten.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr: Überschuß für Deutschland

Nach Schätzungen des Statistischen Amtes der Europäischen Gemeinschaften „Eurostat“ ergab sich für die Eurozone 1 (EZ15) im Mai 2008 ein Defizit von 4,6 Milliarden Euro im Handel mit der übrigen Welt gegenüber einem Plus von 1,4 Milliarden Euro im Mai 2007. Im April 2008 hatte der Saldo 2,5 Milliarden und im April 2007 zwei Milliarden betragen. Was den Handel der einzelnen Mitgliedstaaten angeht, so erzielte Deutschland den höchsten Überschuß (69,1 Milliarden Euro von Januar bis April 2008), gefolgt von den Niederlanden (15,2 Milliarden). Das Vereinigte Königreich (44,6 Milliarden) hingegen verbuchte das größte Defizit, gefolgt von Spanien (34,3 Milliarden), Frankreich (19,5 Milliarden) und Griechenland (11,9 Milliarden).

1.510.526.526.646 €

(eine Billion fünfhundertzehn Milliarden fünfhundertsechsundzwanzig Millionen fünfhundertsechsundzwanzigtausend und sechshundertsechsundvierzig)

Vorwoche: 1.510.240.603.788 €
Verschuldung pro Kopf: 18 351 €
Vorwoche: 18 347 €

(Dienstag, 22. Juli 2008, 12 Uhr. www.steuerzahler.de)

Wo die Schattenwirtschaft blüht

Osteuropa hat massive Probleme mit Steuerhinterziehung, Bilanzfälschungen und Schwarzarbeit

Von Wolf Oschlies

Rußland verdient Milliarden mit Öl- und Gasverkäufen ans Ausland und wähnt sich auf der ökonomischen Erfolgsspur. Das empfand Ex-Präsident Putin stets als „vorschnell“, als Verschleierung des realen „nationalen ökonomischen Notstands“. Das neue Wachstum sei konjunkturell, während es generell kaum eine „Erneuerung der Wirtschaftsmechanismen“ gegeben habe. Darum verliert Rußland jährlich auch (umgerechnet) 30 bis 50 Milliarden Dollar, vor allem durch entgangene Steuern. Russische Unternehmer klagen seit Jahren über Steuerchaos und Steuerlast im heimischen System. Natürlich hat der russische Staat, wie jeder Staat, „das moralische Recht, die Zahlung von Steuern zu verlangen“ (Putin), aber wenn dieses „Recht“ in Willkür und Ausbeutung ausartet, dann nimmt die Wirtschaft zu Bilanzverschleierung und Steuerverweigerung Zuflucht.

Diesen Mechanismus hat der US-Ökonom Arthur B. Laffer 1974 erstmals auf der Serviette eines Washingtoner Restaurants skizziert. Das war die Vorstudie zur später berühmten „Laffer-Kurve“, die Zusammenhänge zwischen Steuerpolitik und Steuermoral aufdeckte: Wenn „die da oben“ zu habgierig werden, werden „die da unten“ störrisch und immer größere Wirtschaftssegmente vollziehen sich außerhalb des Rahmens der Gesetze. Dieses Phänomen heißt in Westeuropa „Schattenwirtschaft“, im Osten „graue Wirtschaft“, und es bezeichnet überall dieselben Mißstände: Steuerhinterziehung, Schwarzarbeit, Bilanzfälschungen, Schmuggel, Korruption, Unterschlagungen, Betrug am Bau etc. Die „graue“ Ökonomie blüht überall dort, wo Armut herrscht, Verwaltungs- und Steuerbehörden ineffizient arbeiten, die Marktwirtschaft unter politischen Eingriffen leidet, Arbeitslosigkeit und Wirtschaftsmigration hoch sind und Mißstände unzureichend kontrolliert werden.

Prinzipiell unterscheiden sich West und Ost hierbei nicht, aber graduell. Laut OSZE wurden 2006 im Durchschnitt 14,5 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) ihrer Mitglieder in der Schattenwirtschaft erbracht. Deutschland (14,7 Prozent) lag im guten Mittelfeld, Griechenland (26,2 Prozent) und Italien (23,2 Prozent) deutlich darüber, Malta (5,8 Prozent) beispielhaft darunter. Offiziell sieht es im Osten ähnlich aus: Alle neuen EU-Mitglieder und -Beitrittskandidaten hatten 2005 einen Durchschnitt von 14 Prozent, mit Unterschieden im Detail: Slowenien (fünf Prozent) und Tschechien (zwölf Prozent) besser, Litauen (21 Prozent), Rumänien (18 Prozent) und Ungarn (16 Prozent) schlechter. Kroatien offeriert „Schätzungen“ um 16 Prozent, Serbien 17 etc., aber diese Werte glauben nicht einmal die eigenen Ökonomen. Die rechnen auf dem Westbalkan mit „40 plus / minus zehn Prozent“, was der Lage näher kommen dürfte. Das weiß auch die EU, die seit 2003 die Schattenwirtschaft dem BIP zurechnet, wodurch manche Länder statistisch „reicher“ wurden, ohne daß ihre Bürger mehr Geld besaßen. Dieser Ansatz verbessert auch den Marktwert von Nachfolgestaaten der Sowjetunion, wo die Schattenwirtschaft wie in Georgien (66,1 Prozent), Aserbaidschan (60,1 Prozent) oder der Ukraine (51,2 Prozent) Rekordwerte erreicht.



Schwarzarbeit: Was der Zoll in Deutschland bekämpft, wird in Osteuropa toleriert. Foto: ddp

So allgegenwärtig die Schattenwirtschaft ist, so schwer „faßbar“ ist sie auch, wofür das postkommunistische Rußland (Schattenwirtschaft 45,1 Prozent) ein Lehrbuchbeispiel bietet. In kommunistischen Zeiten existierten die staatssozialistische Planwirtschaft und der mafiöse Untergrundkapitalismus, der nach dem Sturz des Kommunismus die Wirtschaftsmacht übernahm. Diese Form von halbkrimineller Marktwirtschaft zeichnete sich zwar durch organisatorische Effizienz aus, sorgte in kürzester Zeit aber für enorme Einkommensdisparitäten, so daß wenige „neue Russen“ über Riesenvermögen verfügen, während die breite Masse in kaum gemilderter Armut lebt. Chaos in Staatsverwaltung und Steuersystem begünstigten die ausufernde Schattenwirtschaft: Wer in Rußland alle Steuergesetze erfüllen wolle, bekannte der damalige Präsident Boris Jelzin, käme auf 111 Prozent seines Einkommens. Das wollte niemand, und so ging die russische Steuermoral gegen Null.

Anfang 2000 wurde Putin neuer Präsident und reformierte als erste Amtshandlung das Steuersystem. Doch: Das nützte nicht viel. Unklare Kompetenzen, verworrene Vorschriften und das Fehlen elektronischer Datenverarbeitung begrenzten die Wirksamkeit der Steuereintreiber. Zudem ließ die zunehmende Demonetarisierung der Steuerschuld durch „Bartergeschäfte“, das heißt Schuldenverrechnung durch den Tausch von Gütern gegen Güter, bald jeden Überblick verlieren. Für „Oligarchen“ und andere Wirtschaftsbosse sind Steuerschulden grundsätzlich „verhandelbar“, woraus dem Staat die erwähnten Milliardenverluste erwachsen. Zudem brachte Putins Streben nach Steuerzentralisierung die Schattenwirtschaft auf ein neues Höchstniveau, denn nun betrieben regionale „Fürsten“, die Oberhäupter der „Föderationssubjekte“, offene Steuerhinterziehung zum Schaden der Zentrale.

In Südosteuropa zeichnet sich inzwischen eine Besserung ab. Wirtschaftsexperten in Belgrad, Zagreb und anderswo fanden an der Schattenwirtschaft auch positive Seiten: Sie ist ökonomische Wertschöpfung, vermindert Arbeitslosigkeit, steigert Kaufkraft und Lebensstandard, unterläuft die rigide Administration und folgt Gesetzen der Marktwirtschaft. Zudem sind manche Wirtschaftsbereiche kaum zu besteuern – Glückspiel, Prostitution, Baumärkte, Kioskhandel –, andere sind durch einfache Änderungen von Gesetzen und Steuersätzen aus der Illegalität zu befreien. Wie die kroatische Expertin Snjezana Habulin betont, liegt das „Paradoxon“ der Schattenwirtschaft darin, daß sie überall dort „blüht“, wo die Wirtschaft generell „zurückgeblieben“ ist und durch staatliche Regulierungswut beeinträchtigt wird.

Wo ist Hindenburg geblieben?

Ein Bürgermeister vergreift sich an der Historie

Von Mariano Albrecht

Thälmannplatz, Karl-Marx-Straße, Hindenburgwall ... War da was? Dem kommunistischen Arbeiterführer ist seit 1987 ein Platz in Hamburg gewidmet, nach dem linken Theoretiker des Sozialismus und Kommunismus und Kritiker der bürgerlichen Gesellschaft Karl Marx ist im Berliner Bezirk Neukölln eine Straße und in den Bezirken Mitte und Friedrichshain eine Allee benannt.

Den Namen des preußischen Generalfeldmarschalls und zweiten Reichspräsidenten der Weimarer Republik tragen ebenfalls viele Straßen im Land, der Berliner Hindenburgdamm oder in Hamburg die Hindenburgstraße, beide rund zwei Kilometer lang und mitten in der Stadt. Selbst der ehemalige SPD-Bundeskanzler Gerhard Schröder wohnte gern im Hindenburgviertel von Hannover. Im niedersächsischen Burgdorf mit seinen 30 000 Einwohnern heißt eine 100 Meter lange Straße im Zentrum künftig nur noch „Wall“, ganz ohne Hindenburg davor. Warum mußte der Generalfeldmarschall die Stellung räumen?

Generalfeldmarschall mußte die Stellung räumen

Weil der Burgdorfer SPD-Bürgermeister Alfred Baxmann den Streit um Hindenburg vom Zaun gebrochen hatte und ihn um jeden Preis aus seiner Stadt vertreiben wollte.

Gegenüber dem Burgdorfer Bürger Horst Buchholz bezeichnete er Hindenburg als „Verbrecher und Steigbügelhalter Adolf Hitlers“. Hindenburg hätte keine „politische Vorbildfunktion“ hieß es aus den Reihen der SPD.

Bürgermeister Baxmann müßte es eigentlich besser wissen, der 59jährige ist Geschichtslehrer a.D..

Was jedes Schulkind lernen müßte: Es war Paul v. Hindenburg, der in der Schlacht von Tannenberg und der Schlacht an den Masurischen Seen (beide 1914), Preußens Provinz Ostpreußen verteidigte. Als Reichspräsident hielt sich Hindenburg strikt an die Verfassung und machte keinen Hehl aus seiner Abneigung gegen Hitler. Noch 1932 hatte er bei seiner Wiederwahl die radikalen Linken unter Thälmann und auch Hitler auf die Plätze verwiesen.

Denkmal an die Völkerschlacht nur ein Steinhaufen?

Seine Wiederwahl kam auch durch die Stimmen der SPD zustande, dies scheinen die Genossen aus Burgdorf zu vergessen.

Nicht zuletzt waren es zwischen 1930 und 1933 auch KPD und SPD, die ein Erstarken der NSDAP möglich machten. Auch damals liefen den Sozialdemokraten die Wähler in Scharen davon und trafen sich bei den Radikalen wie Hitler und Thälmann. Hatte man darüber nicht diskutiert?

CDU-Mann Paul Rohde schreibt in der „Burgdorfer Umschau“ dazu, daß Baxmann sich in der Debatte lautstark bis beleidigend über die Redebeiträge, zum Beispiel von Ina Wunn (FDP), geäußert habe. Wunn hatte Martin Luther als radikalen Geistlichen ins Gespräch gebracht, Rohde hatte Luther als Antisemiten bezeichnet, nach dem heute Kirchen und Straßen benannt sind.

Der Bürgermeister war zu einer Stellungnahme nicht erreichbar. Wohl aber konnten wir erfahren, daß der ebenfalls von Baxmann geforderte Abriß des am Burgdorfer Hindenburgwall stehenden Denkmals zur Erinnerung an die Völkerschlacht von Leipzig, welches er als „häßlichen Steinhaufen“ im „national-chauvinistischen Ungeist“ der damaligen Zeit bezeichnet hat, vom Tisch ist.

Quatsch mit Soße

Von HARALD FOURIER

Jedes Jahr ziehen rund 120 000 Menschen nach Berlin. Erfreulich: Das sind einige Tausend mehr als wegziehen. Nach einem Jahrzehnt der Schrumpfung ab Mitte der 90er Jahre wächst die deutsche Hauptstadt seit ein paar Jahren wieder.

Viele erleben die Ankunft in der deutschen Metropole jedoch als Kulturschock. Zum Beispiel, wenn sie in die „Berliner Straße" müssen, aber im letzten Moment feststellen, daß es davon neun Stück gibt. Das erwischt Neu-Berliner eiskalt, wenn sie etwa aus einer Stadt wie Hamburg kommen, wo jeder Straßenname nur einmal auftaucht. Oder wenn sie vor der Unterzeichnung eines Mietvertrages einen Wust von Unterlagen vorlegen sollen, weil jeder Vermieter bereits schlechte Erfahrung mit zahlungsunfähigen Kunden gehabt hat. Andere verwechseln schon mal die Potsdamer Chaussee und die Potsdamer Straße (liegen ganz woanders). Wieder andere kommen mit der Art der Berliner nicht klar, wenn sie etwa von einem lockeren Bekannten mit den Worten „Du siehst heute aber wieder schlecht aus" begrüßt werden.

Ihnen wird jetzt geholfen. Es gibt ein Seminar für Neu-Berliner, das von einem Mann aus Mannheim geleitet wird. Er gibt anderen Zugezogenen Tips, wie sie sich orientieren („schauen Sie sich die Durchfahrtsstraßen genauer an") können oder was sie mal machen sollten („bei einem Rundflug bekommen Sie ein Gefühl dafür, wie große diese Stadt ist"). Und er warnt davor, sonntags in den Zoo zu gehen, mit „Ossis" über den diktatorischen Charakter der DDR zu sprechen („bringt nur Ärger") oder sich nachts in der Neuköllner Hasenheide herumzutreiben („da springen zu viele Dealer rum").

Seminarteilnehmer erhalten Tips für den Umgang mit „dem Berliner". Der ist nämlich selbst sehr durchsetzungsfähig und mag es gar nicht, daß Fremde ihr Anliegen nicht auf den Punkt bringen. Wenn jemand um den heißen Brei herumredet, dann nennen Berliner das „Quatsch mit Soße".

Als ich nach diesem dreistündigen Seminar nach Hause kam, wurde mir durch Zufall nach all der Theorie gleich wieder eine Einführung in die Praxis erteilt.

Zwei Leute stritten vor meinem Supermarkt um einen Parkplatz. Aus einem Passat stieg ein Mann aus und schimpfte mit einer Frau in einem Kleinwagen („Wir brauchen keine Polizei holen, wir waren zuerst hier"). Minuten später – als ich vom Einkauf zurückkam – gab er aber nach, und sie bekam den Parkplatz. Sie hatte ein Berlin-Kennzeichen, er eines aus Neuss. Berliner sind tatsächlich sehr durchsetzungsfähig.

Am liebsten gar nichts

Projekt Mediaspree: Kiez-Nostalgiker blockieren Millioneninvestition in Berlins Mitte



Spreeufer heute: Grillplatz statt Großprojekt

Foto: pa

Von MARKUS SCHLEUSENER

Die Oberbaumbrücke ist ein beliebtes Berlin-Motiv. Oben fährt die U-Bahn zwischen den Bahnhöfen Warschauer Straße und Schlesisches Tor. Unten quält sich der Autoverkehr von und nach Kreuzberg. Genau hier sollten verschiedene Büro-, Wohn- und Veranstaltungsgebäude entstehen. Ein „Ankerplatz mit Zukunft" – so werben die Investoren auf ihren Hochglanzbroschüren. Doch daraus wird wohl nichts.

Friedrichshain-Kreuzberg ist zwar eine rot-grüne Hochburg, aber in gewisser Hinsicht einer der konservativsten Bezirke überhaupt. Die Bewohner des West-Ost-Doppelbezirks haben per Referendum einen Bebauungsplan für das Spreeufer östlich der Jannowitzbrücke gekippt.

Zwar hat dieser Bezirksentscheid nur beratenden Charakter – ähnlich wie der Volksentscheid zum Flughafen Tempelhof im April. Jedoch: Die Bürger in Kreuzberg und Friedrichshain haben ihre ablehnende Haltung eindeutig zum Ausdruck gebracht.

Es wird daher damit gerechnet, daß das Projekt Mediaspree nun nicht errichtet wird. Für den Bezirk bedeutet dies einen Verlust von vielen Millionen Euro an Investitionen. Zudem könnte eine Entschädigung der Investoren anstehen. Einer Berechnung zufolge geht es um eine Summe von bis zu 165 Millionen Euro.

Vordergründig ging es um einen Mindestabstand von 50 Metern zwischen Gebäuden und dem Spreeufer. Außerdem sollten die Häuser nicht höher als 22 Meter sein. In Wirklichkeit geht es aber um antikapitalistische Reflexe. Das Wort „Investor" hat in Kreuzberg ungefähr einen so guten Klang wie die Berufsbezeichnung „Kriminalhauptkommissar" in Ganovenkreisen.

Und obwohl die Investoren keine Fabrik mit rauchenden Schloten und erst recht keinen Schnellen Brüter errichten wollten, sondern moderne Bürokomplexe für die wachsende Medien-Industrie, war Friedrichshain-Kreuzberg fast einstimmig (87 Prozent) dagegen.

In vielen Ecken Berlins, besonders in Kreuzberg und auch im Szenebezirk Prenzlauer Berg, sind Sprüche wie „Yuppies raus" zu lesen. In solchen Parolen äußert sich die Angst vieler Leute vor der sogenannten Gentrifikation. Hinter diesem Soziologen-Kampfbegriff verbirgt sich nichts anderes als die Aufwertung eines Stadtteils, die aber in der Regel steigende Mieten nach sich zieht. Und davor sitzt die Angst tief.

In anderen Metropolen wie Paris oder Mailand, New York oder London zahlen die Bewohner ein Vielfaches der in Berlin üblichen Mieten. Und es gibt wenige Fakten, die für ein Horrorszenario plötzlich explodierender Mieten an der Spree sprechen. Das Angebot an günstigen Wohnungen in Zentrumsnähe ist im Vergleich mit anderen Metropolen zu gewaltig. Aber wo die Furcht regiert, da sind der Vernunft Grenzen gesetzt.

Der militante Flügel der Bewegung gegen die angebliche Gentrifikation steckt dessen ungeachtet seit Monaten Autos in Brand, vorzugsweise Luxuskarossen oder Firmenwagen von Unternehmen, die irgendwie nach Globalisierung riechen. Der friedlichere Flügel dagegen suchte, angeführt von einem 43jährigen Hartz-IV-Empfänger, sein Heil in dem Referendum.

Eines haben die Gegner der Gentrifikation gemeinsam: Sie wollen ihren Multikulti-Bezirk so erhalten, wie er jetzt ist. Nur ja keine Veränderung. Lieber soll eine brachliegende Fläche eine brachliegende Fläche bleiben, auf der Punker abends grillen oder Autofahrer ihre Autos parken können (aber lieber keine Luxuskarossen), als daß ein Investor kommt und dort einen Bürokomplex hinstellt.

Nicht mal eine McDonalds-Filiale kann in diesem Teil Berlins gebaut werden, ohne daß der zuständige Bundestagsabgeordnete Hans-Christian Ströbele (Grüne) eine Anti-Demo anführt. So geschehen in der Kreuzberger Wrangelstraße.

Klaus Wowereit (SPD) steckt deswegen in der Klemme. Der Regierende Bürgermeister und sein Senat brauchen positive Meldungen, keine Hiobsbotschaften. Zwei Prozent Wirtschaftswachstum gelten hierzulande schon als Riesenerfolg. Ein ansehnlicher Teil der Wowereit-Unterstützer aber kommt aus der Szene der Kreuzberger Mediaspree-Gegner.

Das jetzige Votum geht dem Regierungschef deswegen gehörig gegen den Strich. „Wir brauchen Investoren", maulte er kurz und knapp. Und kündigte gleichzeitig an, den Bezirk mit den Schadenersatzforderungen der Investoren allein lassen zu wollen.

Das hat die Stimmung im Kiez für Klaus Wowereit nicht gerade befeuert. Es sieht so aus, als würde sich ein Teil des angestammten rot-grünen Spektrums gegen den SPD-Linke-Senat kehren.

Der bestellte Alarm

Abgeordnetenhaus: Fraktion und Senatorin der Linkspartei spielen sich die Wahlkampfmunition zu

Von PATRICK O'BRIAN

Wie hoch ist die Zahl der Sozialfälle in Berlin? Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Wer sich durch das Dickicht der Sozialstaatsbürokratie und der amtlichen Statistiken arbeitet, kann schnell verzweifeln, vor allem, wenn er auch noch versucht, die Zahlen mit der Zeit vor der Hartz-Reform zu vergleichen.

Die offiziell verfügbaren Daten des Statistikamtes stammen von 2006, sind also nicht mehr ganz taufrisch. Vor einem Jahr – im Juli 2007 – gab die „Berliner Morgenpost" allein die Zahl der Hartz-IV-Empfänger (ohne Sozialhilfebezieher) mit 446 000 an. Zusammen mit ihren Angehörigen (überwiegend Kinder) lebten damals insgesamt 623 000 Menschen vom Arbeitslosengeld II. Das ist jeder sechste in Berlin. Eine Zahl, die sich in den vergangenen Jahren trotz guter Konjunktur leider nicht verbessert hat.

Obwohl sich an diesen Daten nicht viel geändert hat, gelingt es der Linkspartei immer wieder, aus der Hartz-IV-Reform propagandistischen Nutzen zu ziehen. Vor einer Woche schockte folgende Pressemeldung viele Berliner: „Mehr als jeder dritte Minderjährige lebt von Hartz IV."

Aus dem Bericht geht hervor, daß die Eltern von insgesamt 176 724 Kindern und Jugendlichen Hartz-IV-Empfänger sind oder Hilfe zum Lebensunterhalt bekommen. Dies entspricht einem Anteil von etwa 35 Prozent, da in Berlin rund 500 000 Kinder und Jugendliche leben.

Die höchsten Anteile von als arm geltenden Jugendlichen leben in den bekannten Brennpunktbezirken: Mitte (26 192), Neukölln (25 722), Friedrichshain-Kreuzberg (19 221). Die wenigsten sind in bürgerlichen Randbezirken wie Steglitz-Zehlendorf (6799) oder Treptow-Köpenick (7939) zuhause.

Schockierend zwar, aber nicht neu. Dennoch fanden die Zahlen erneut eine lautes Medienecho, nachdem die Linkspartei eine Kleine Anfrage gestellt hatte im Berliner Abgeordnetenhaus, genauer: bei der zuständigen Sozialsenatorin. Und wer ist Sozialsenatorin? Heidi Knake-Werner, früher DKP-Mitglied, jetzt in der Linkspartei.

So spielt man sich Bälle zu. Die Zahlen waren der Linkspartei nämlich längst bekannt, bevor die Genossen ihre Anfrage stellten. In einer Broschüre ihrer Fraktion vom Februar 2008 heißt es wörtlich: „Jedes dritte Kind unter 18 Jahren wächst in Berlin in Armut auf. Das sind 178 000 Kinder." Die neuerliche Überraschung der Partei über die scheinbar plötzlich grassierende Kinderarmut war also nur gespielt.

Indes: Derlei Schauspiel hat sich bislang für die PDS/Linkspartei bezahlt gemacht. Um endlich etwas gegen die ausufernde Arbeitslosigkeit zu tun, beauftragte Gerhard Schröder 2002 den inzwischen vom VW-Skandal geschädigten Manager Peter Hartz mit der Ausarbeitung von Reformvorschlägen für den Arbeitsmarkt. Feierlich übergab der VW-Personalchef dem Kanzler vor sechs Jahren sein Papier.

2003 stelle Schröder dann seine Agenda 2010 vor. Kernstück: „Fordern und Fördern". Im Klartext: Arbeitslose sollten stärker als bisher angehalten werden, sich um Arbeit zu bemühen. Je näher der Termin der Einführung von Hartz IV rückte, desto heftiger wurde der Protest. Vor allem in den neuen Bundesländern, wo viele die Zusammenlegung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe zum Arbeitslosengeld II fürchteten. Die am Boden liegende PDS schöpfte indes wieder Hoffnung und startete die Kampagne „Hartz IV ist Armut per Gesetz".

Als Linkspartei gelang den SED/PDS-Altgenossen 2005, dem Jahr der Einführung von Hartz IV, auf diese Weise das größte Comeback der deutschen Parteiengeschichte. Schließlich war die Partei 2002 aus dem Bundestag geflogen und galt schon als erledigt.

Was aber können wir aus den Zahlen wirklich ablesen? Daß Kinder ein Armutsrisiko darstellen, wie manchmal behauptet wird? Wohl kaum. Niemand wird plötzlich arm, weil er oder sie Kinder bekommt. Eher ist es so, daß in einkommensschwachen Familien mehr Kinder geboren werden als in jungen Aufsteigerhaushalten.

Die alleinerziehende Hartz-IV-Mutti – insgesamt gibt es rund 100 000 Alleinerziehende in Berlin – freut sich über die 208 Euro (ab dem 14. Lebensjahr 278 Euro) zusätzlich vom Sozialamt für ein Kind, während viele Frauen aus der Mittel- und Oberschicht aus Karrieregründen auf Kinder verzichten oder die Geburt zumindest lange hinausschieben. So kommen die meisten armen Kinder bereits als Sozialfall zur Welt. Von einem dramatischen Abstieg Tausender Kinder, wie ihn die alarmistischen Reaktionen der Linken auf die bestellte Senatoren-Antwort signalisieren wollen, kann keine Rede sein.

Investoren: Wir werden bauen

Die Investorengruppe des Projekts „Mediaspree" am Berliner Spreeufer will sich vom negativen Ausgang eines Referendums über das Vorhaben (siehe Beitrag oben) nicht von ihren Planungen abbringen lassen. Der Sprecher der Gruppe, Stefan Sihler, sagte am Montag zum „Tagesspiegel", man habe seit März 2008 eine bestandskräftige Baugenehmigung: „Wir werden in drei bis vier Wochen mit dem Bau beginnen."

Die Investoren verweigern zudem ihre Teilnahme am Sonderausschuß „Spreeraum", der Änderungen am Projekt diskutieren soll. In dem Ausschuß sitzen auch vier Vertreter der Initiative „Mediaspree versenken".

Sihler hob hervor, daß lediglich 35 000 Berliner an der Abstimmung teilgenommen hätten, von denen 87 Prozent das Vorhaben abgelehnt hätten. Das seien gerade einmal 0,9 Prozent der Gesamtbevölkerung. Gesellschafter aus dem Ausland, die sich an dem Mammutprojekt beteiligen, könnten nicht begreifen, was in der deutschen Hauptstadt passiert, so Sihler. *H.H.*

Zeitzeugen



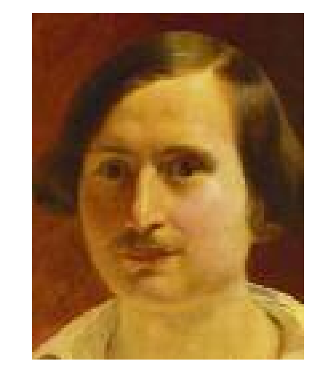
Viktor Juschtschenko – Der 1954 geborene Juschtschenko stieg 1997 zum Vorsitzenden der ukrainischen Nationalbank auf. Als Kandidat der Oppositionspartei „Unsere Ukraine“ besiegte er Ende 2004 den Postkommunisten Viktor Janukowitsch bei den Präsidentschaftswahlen. Wenige Wochen vor der Wahl war er mit Dioxin vergiftet worden, die folgende Erkrankung entstellte sein Gesicht. Juschtschenko wurde daraufhin erst recht zur Symbolfigur der „Orangen Revolution“ vom Winter 2004/2005.

Julia Timoschenko – Die Frau mit dem Zopfkranz wurde 1960 in einfachen Verhältnissen geboren. Nach dem Ende der Sowjet-Ära machte sie im Ölhandel Karriere. Während der „Orangen Revolution“ stand Timoschenko an der Seite Juschtschenkos, wurde Premierministerin. Nach einem Streit entließ er sie jedoch. Bei den Parlamentswahlen 2007 erreichte ihre Partei 31 Prozent, seit vergangenen Dezember ist Timoschenko erneut Premier der Ukraine.



Nikita Chruschtschow – Der starke Mann der Sowjetunion nach dem Tode Stalins schenkte der Ukraine 1954 die vormals russische Krim im Tausch gegen das vergleichsweise unbedeutende Bjelgorod. Damit schuf Chruschtschow (1894–1971), ohne es ahnen zu können, einen Zankapfel, der seit dem Ende der UdSSR die Beziehungen zwischen Moskau und Kiew belastet.

Wladimir Klitschko – Der 1976 geborene Boxer ist derzeit die Nummer eins der Welt in seinem Sport. Mit seinem fünf Jahre älteren Bruder Vitali begann er seine Profikarriere in Hamburg, genießt daher auch in Deutschland große Popularität. Anläufe seines Bruders zu einer politischen Karriere (Kandidatur zum Kiewer Bürgermeisteramt und zum ukrainischen Parlament) schlugen indes fehl.



Nikolai Gogol – Der Schriftsteller wurde mit seinen volkstümlichen ukrainischen Erzählungen bekannt. Im fortgeschritteneren Alter wurde Gogol (1809–1852) seelisch krank, litt an einer Form der Schizophrenie. In dieser Lebensphase entstanden seine düsteren Werke wie „Die toten Seelen“, mit denen Gogol in die Spitze der Weltliteratur vorstieß.

Europäer am Dnjepr

Warum deutsche Landwirte Felder in der Ukraine bestellen

Von Klaus J. Groth

Eine gebrauchte Dieselpumpe stinkt nun mal nach Diesel, wenn man sie auch noch so gründlich reinigt. Für eine Dieselpumpe ist dieser Umstand nicht unbedingt nachteilig, es sei denn, sie soll im Fluggepäck befördert werden. Nach Diesel stinkendes Fluggepäck ist verdächtig. Da verweigert selbst die Fluggesellschaft „Ukraine International“ den Transport. Notgedrungen mußte Landwirt Heiner Nissen* ohne die Pumpe fliegen. Dabei wurde sie dringend benötigt, dort auf den Ländereien in der Ukraine, die Nissen seit einem Jahr mit einer Gruppe von zehn anderen Landwirten gepachtet hat und bewirtschaftet.

Europa ist in dem Land am Dnjepr bereits angekommen, noch bevor sich die Ukraine entschlossen auf den Weg nach Europa macht. Die Fruchtbarkeit der ukrainischen Erde ist sprichwörtlich, und dennoch lag dieses Land in weiten Teilen brach. Der wertvolle Ackerboden versteppte und verbuschte. Diese Entwicklung setzte ein mit dem Ende der Sowjetunion. Damals wurden die Kolchosen in der Ukraine aufgelöst und das Land unter jenen verteilt, die in den landwirtschaftlichen Betrieben gearbeitet hatten. Das waren viele und darum wurden die großen Ländereien zerstückelt. Zwei bis drei Hektar nannte nun jeder sein eigen. Für eine ordentliche Landwirtschaft ist das zu wenig und für die sogenannte Hauswirtschaft, mit der die ländliche Bevölkerung in der Ukraine traditionell ihren Eigenbedarf deckt, war das zuviel Arbeit. Folglich verkam der nicht genutzte Boden. Bis Europa kam.

Genauer gesagt, es kamen Landwirte aus alle Ecken Europas. Spanier kamen, Holländer, Engländer, Serben, Litauer – und 60 deutsche Bauern. Als kürzlich eine Landwirtschaftsaustellung in Kiew stattfand, da reiste der für die deutsche Landwirtschaft zuständige Minister Horst Seehofer an, 60 Landwirte sind schließlich eine nicht zu vernachlässigende Größe. Heiner Nissen war auch dabei. Schließlich gab es mit dem Minister ein paar Probleme zu besprechen.

Nicht, daß Nissen zu klagen hätte. Im Gegenteil, die Ernte dieses Jahres – Weizen und Raps – verspricht prächtig zu werden. Bei dem zu erwartenden Ertrag wird es sogar zu verschmerzen sein, daß der Weizen nicht zum Weltmarktpreis verkauft werden kann. In der Ukraine wird der Preis für den Weizen vom Staat festgelegt. Und der liegt verläßlich unter dem Weltmarktpreis – denn würde das Brot teurer, wäre das das Ende einer jeden Regierung.

Nein, die Probleme sind anderer Natur. Etwa von der Art, wie eine Dieselpumpe zu transportieren ist. Oder wie man an andere Ersatzteile kommt. Die Grundausstattung des Betriebes hat Nissen sowieso selbst in die Ukraine gebracht. Fünf Tage lang zockelte er auf dem Trecker im Konvoi mit vier weiteren Treckern aus dem Norden Deutschlands bis in den Süden der Ukraine. Fünf Tage selten mehr als Tempo 30 – Stettin, Pila, Lodz, Lemberg, Vinnytia. Auf den Hängern lag, was der Bauer so für die Grundausstattung eines Betriebes braucht. Und das war eigentlich alles. Denn was Nissen vorgefunden hatte, als er die Pachtverträge abschloß, das erforderte schon mehr als unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft. Die Scheunen und Lagerhallen waren verfallen, landwirtschaftliches Großgerät nicht vorhanden oder absolut unbrauchbar, elektrische Leitungen lebensgefährlich marode, die Brunnen vergammelt.

Aber die Qualität der Bodenproben, die Nissen untersuchen ließ, die versprachen Entschädigung für alle Mißlichkeiten. Darum tat sich Nissen mit anderen Landwirten zusammen. Gemeinsam pachteten sie die Ländereien von vier Dörfern. In mehr als 1400 Einzelverträgen, denn jeder Partner hatte schließlich nicht mehr als zwei bis drei Hektar einzubringen. Trotzdem läpperte sich das zusammen und am Ende kam ein Betrieb von respektheischendem Ausmaß zusammen: 3500 Hektar. Was das bedeutet, läßt sich nur im Vergleich ermessen: Ein ordentlicher Betrieb in Schleswig-Holstein wirtschaftet auf 250 Hektar, in Mecklenburg-Vorpommern kommt man auf eine Durchschnittsgröße von 500 Hektar. In der Ukraine mißt ein einzelnes Feld drei Kilometer in Länge und Breite.

Beinahe wäre Nissen zu spät gekommen. Denn als die Ukraine nach Investoren rief, um die marode Landwirtschaft wieder auf die Beine zu bringen, da war das Echo groß. Und das erste Dorf, mit dem der Landwirt aus Deutschland später seine Verträge abschloß, hatte sich bereits einem Landwirt aus Serbien versprochen. Doch als der Deutsche anklopfte, entschied sich die Bürgermeisterin des Dorfes um. In einer Blitzaktion holte sie die Frauen und Grundeigentümerinnen des Dorfes aus dem Garten, vom Feld, von den gemeinschaftlich gehüteten Kuhherden. 120 Frauen mit Kopftuch, Schürze und Gummipantinen und auch ein paar Männer saßen wenig später im Gemeindesaal. Die Bürgermeisterin sagte, für das Dorf sei es besser, wenn die Deutschen pachteten, auch wenn man niemals vergessen dürfe, was Deutsche dem Land und seinen Menschen im Krieg angetan hätten, aber dies nun sei eine andere Generation, und was man von den einstigen sozialistischen Brüdern zu halten habe, nun ja, das wisse man ja auch. Offenbar überzeugte dies Argument. Wenig später wurden die ersten Pachtverträge mit Hilfe von ukrainischen Maklern abgeschlossen. Zu Bedingungen, die die deutschen Pächter erst begreifen lernen mußten, dann akzeptieren: Überwiegend wird der Pachtzins nicht ausgezahlt, sondern in Naturalien abgegolten. Die Verpächter brauchen Futter für ihre Kuh oder ihre zwei Schweine. Vieh ist mehr wert als Geld. Was man hat, das hat man.

Die deutschen Landwirte mußten und müssen viel lernen. Auch wie man eine dringend benötigte Dieselpumpe möglichst schnell in die Ukraine verfrachtet. Solche Teile bringt Nissen jetzt zum ZOB nach Hamburg. Von dort geht jeden Tag ein Bus in die Ukraine. Und deren Fahrer, die kennen Nissen schon.



Mit Kopftuch und Pantinen: Bäuerin treibt ein Rind durchs Dorf. Foto: Groth

* Name geändert

Revolution in Orange

Ob die Ukraine mit Hochdruck auf die EU zusteuern oder sich besser an Rußland anlehnen soll, ob die Orientierung nach Westen eine Mitgliedschaft in der Nato voraussetzt oder ob man sich von dem Militärbündnis fernhalten sollte, das sind Fragen, die in diesen Tagen in der Ukraine leidenschaftlich diskutiert werden, auch außerhalb der politischen Kaste.

Vor allem läßt sich an dem jeweils vertretenen Standpunkt ziemlich genau die Herkunft erkennen. Wer einen russischen Familienhintergrund hat, der hat mit EU und Nato nicht viel am Hut, wer in der westlichen Ukraine lebt oder auch polnische Familienwurzeln hat, den zieht es auch mehr nach Westen. Seit die Ukraine 1991 in ihre neue Unabhängigkeit fand, spielen solche Fragen der Herkunft wieder eine größere Rolle. Schließlich muß man nicht mehr nach Vorschrift sprechen.

Die Herkunft wird plötzlich wieder wichtig

Die „Orangene Revolution“ im Herbst 2004 hat ihren Teil zu diesem neuen Selbstbewußtsein beigetragen. Auch bei der damaligen Wahl ging es um die Frage, in welche Richtung sich das Land künftig orientieren soll. Als sich der nach Rußland ausgerichtete Viktor Janukowitsch zum Wahlsieger erklärte, warf ihm die Opposition Wahlfälschung vor. Es kam zu einem mehrwöchigen Protest, bei dem die Menschen trotz winterlicher Kälte auf der Straße ausharrten. Mit der friedlichen Demonstration wurde eine neuerliche Wahl (auf Gerichtsbeschluß) erzwungen. Bei dieser Wahl setzte sich der nach Westen orientierte Viktor Juschtschenko durch.

Porträt des einen oder anderen Viktors in den Stuben

Entschieden ist in der Ukraine noch lange nichts. In den Amtsstuben hängen entweder die Porträts von Viktor Juschtschenko oder von Viktor Janukowitsch oder auch Julia Timoschenko. Jedes Bild sagt etwas darüber aus, wo der in dieser Amtsstube arbeitende Mensch seine Zukunft sieht. *K. G.*

Große Hungersnot in der Kornkammer

Kiew nimmt es Moskau übel, daß es den Völkermord Stalins an den Ukrainern 1932/1933 leugnet

Von Klaus J. Groth

Die Angst vor dem Hungertod ist tief eingebrannt in das kollektive Gedächtnis der Menschen in der Ukraine. In dem Land, in dem der Boden von sprichwörtlicher Fruchtbarkeit ist, starben in den Jahren 1932/1933 sechs Millionen Menschen den Hungertod. Als „Golodomor“ bezeichnen die Ukrainer diesen Genozid. Sie sind überzeugt, daß dieser millionenfache Hungertod willentlicher Völkermord Stalins war. Präsident Viktor Juschtschenko brachte einen Gesetzentwurf ein, nach dem die große Hungersnot als Genozid am ukrainischen Volk anerkannt wird. Doch als jetzt vor einer Woche das Thema zum 75. Jahrestag auf die Tagesordnung der 62. UN-Vollversammlung gesetzt werden sollte, da scheiterten die Antragsteller am Einspruch des russischen UN-Botschafters.

Nach dem Polnisch-Ukrainischen Krieg wurde die Ukraine zwischen Polen und der Sowjetunion aufgeteilt, 1922 offiziell mit ihrem mittleren und östlichen Teil der Sowjetunion einverleibt. Nach der Zwangskollektivierung wurden die Bauern verpflichtet, einen vorgegebenen Prozentsatz ihrer Ernte an den Staat zu liefern. Anfangs betrug diese Quote 30 Prozent, 1931 wurde sie bei Getreide auf 40 Prozent erhöht. Teilweise lagen die Quoten auch deutlich höher. Die Bauern, denen unter diesen Umständen kaum die Saat für das kommende Jahr, das Futter für das Vieh und das Mehl für das eigene Brot blieb, widersetzten sich. Sie versuchten einen Teil ihrer Ernte zu verstecken. Kommunistische Stoßbrigaden zogen über das Land und requirierten mit Härte. Nach dem 1932 erlassenen „Ährengesetz“ konnte „Diebstahl oder Verschwendung sozialistischen Eigentums“ mit zehn Jahren Gefängnis und auch mit der Todesstrafe geahndet werden. In eineinhalb Jahren wurden 125 000 Menschen nach diesem Gesetz verurteilt, meist, weil sie Weizen- oder Kornähren von den Feldern gestohlen hatten. 5400 Todesurteile wurden ausgesprochen. Trotz dieser drakonischen Maßnahmen blieb der Einzug von Getreide weit hinter dem Plan zurück. Eine vom Kreml in die Ukraine entsandte Sonderkommission versuchte mit einer Verhaftungswelle den Widerstand zu brechen. Gleichzeitig wurden der Landbevölkerung lebensnotwendige Güter entzogen. Auf dem Land von der Versorgung abgeschnitten, versuchten die Menschen in die Städte zu fliehen. Als Reaktion wurden ein Inlandpaß und eine Meldepflicht für die Städte eingeführt. Menschen, denen die Flucht in eine Stadt gelungen war, wurden aufgegriffen und wieder auf das Land deportiert. In ihrer Not hatten Eltern Tausende von Kindern in die Städte gebracht. Sondereinheiten machten Jagd auf solche Kinder und setzten die verhungernden Kinder zum Sterben auf freiem Feld aus.

Zur gleichen Zeit exportierte die Sowjetunion 1,8 Millionen Tonnen Getreide. Das Ausland wußte zwar um die Not in der Ukraine, kümmerte sich aber wenig darum. Oder ließ sich täuschen, wie der französische Abgeordnete Édouard Herriot, der 1933 schwärmte: „Ich habe die Ukraine durchquert und kann nur bestätigen, daß ich sie wie einen Garten mit reichem Ertrag erlebt habe.“ Seine Gastgeber hatten ihn auf eine Route mit Musterkolchosen geschickt.

Für die Ukrainer aber ist das Sterben während der Hungersnot heute noch wie erlebte Vergangenheit. Und Grund, den Preis für Getreide staatlich festzulegen.

Hartz-IV-Rolle rückwärts

Statt nach Bundesverfassungsgerichtsurteil umzudenken, will Schwarz-Rot lieber Grundgesetz ändern

Von Mariano Albrecht

Was nicht paßt, wird passend gemacht, darauf scheinen sich die Sozialminister der Länder auf ihrer Sonderkonferenz in Berlin geeinigt zu haben.

Es geht um die Organisation der Betreuung von rund fünf Millionen Empfängern von Arbeitslosengeld II (ALG II / Hartz IV). Bisher werden Hartz-IV-Empfänger von Arbeitsgemeinschaften (Arge) aus Mitarbeitern der Bundesagentur für Arbeit (BA) und der Kommunen betreut. Diese Mischverwaltung ist unzulässig, das entschied das Bundesverfassungsgericht im vergangenen Jahr.

Die Zusammenarbeit zwischen Kommunen und BA hatte Agenturchef Frank-Jürgen Weise gerade noch als „Katastrophe“ bezeichnet.

Eine Studie der BA attestiert nicht nur eine katastrophale Zusammenarbeit, sondern ein Versagen auf der ganzen Linie. Man glaubt es kaum: Obwohl Hartz-IV-Empfänger durch die Zusammenlegung von Sozialämtern und regionalen Arbeitsagenturen zu Jobcentern nur eine Anlaufstelle hatten, bleibt das Konzept „Hilfe aus einer Hand“ nur ein Wunschtraum. Rund 45 Prozent Fehlerquote bei Bescheiden, 136 000 Klagen vor den Sozialgerichten und 2747 Bundessozialgerichtsverfahren sprechen eine deutliche Sprache.

Aus der Studie der BA geht hervor, daß gerade einmal 3,4 Prozent der erwerbsfähigen ALG-II-Bezieher jeden Monat den Sprung in eine nicht von Staat finanzierte, sozialversicherungspflichtige Beschäftigung schaffen.

Mit der Zusammenlegung von Sozialämtern mit Bereichen der Arbeitsagentur ist ein bürokratisches Monster geschaffen worden. Verwaltungsfachangestellte werden mit Aufgabenbereichen betraut, die sie offensichtlich überfordern, Arbeitsvermittler werden in Bereichen eingesetzt, die ihre Qualifikation nicht hergibt, und Sozialarbeiter müssen Aufgaben erfüllen, die weit von ihrem Stellenprofil entfernt sind. Gängige Praxis ist es, daß vielerorts Bezüge gezahlt oder gestrichen werden, in den seltensten Fällen jedoch Arbeit vermittelt wird. Bestenfalls werden ALG-II-Empfänger an freie Träger zur Ausübung von Ein-Euro-Jobs weitergereicht. Die wenigsten landen in festen Anstellungen.

Mit der Föderalismusreform ist den Ländern die Umsetzung von Bundesgesetzen auferlegt worden. Doch sträubten sich diese aus finanziellen Gründen, die komplette Betreuung von ALG-II-Empfängern zu übernehmen. Die Lösung war eine Mischverwaltung in Form der Arbeitsgemeinschaften: Die Bundesarbeitsagentur übernimmt die Zahlung der Leistungen zum Lebensunterhalt und die Arbeitsvermittlung, während die Kommunen die Finanzierung des Wohnraumes für Bedürftige sicherstellen müssen. Was von der Politik als „Hilfe aus einer Hand“ gepriesen wird, ist in Wirklichkeit für den Bürger ein Spießrutenlauf aus Offenbarung seiner finanziellen Verhältnisse, der Darlegung der Lebensverhältnisse – zum Beispiel Ehe, Lebens- oder Wohngemeinschaft, für die unterschiedliche Berechnungsgrundlagen angewendet werden, die von den Sachbearbeitern in unzähligen Fällen falsch interpretiert werden – und dem Nachweis, sich um Arbeit zu bemühen. Immer noch sind die Regelungen unklar, so entschied jüngst ein Gericht, daß die Ausübung eines Ein-Euro-Jobs nur an 30 Stunden in der Woche zulässig ist, damit sich der Arbeitslose in der übrigen Zeit um die Arbeitssuche kümmern kann.

Können Betroffene nach dem Veto des Verfassungsgerichtes mit Verbesserungen in der Betreuung und Vermittlung rechnen? Monatelang hatten die Sozialminister gestritten, ob die Kommunen nun die Aufgaben in eigener Regie übernehmen sollen oder ob man eine Körperschaft des öffentlichen Rechts konstruieren solle, um dem Artikel 83 des Grundgesetzes gerecht zu werden, der besagt, daß die Länder die Bundesgesetze als eigene Angelegenheit ausführen müssen. Statt nun die Möglichkeit einer echten Reform zu nutzen, haben sich die Minister jedoch für eine Aushebelung der Föderalismusreform entschieden.





Betreuung aus einer Hand: Die Arbeitsgemeinschaft aus der bundeseigenen Agentur für Arbeit und den Kommunen sollte auch die Vermittlung von Arbeitslosen effektiver machen. Foto: ddp

Eine Verfassungsänderung soll nun den Fortbestand der Arbeitsgemeinschaften und Jobcenter wie bisher möglich machen. Bis zum September will Arbeitsminister Scholz alle dafür notwendigen Gesetzestexte vorlegen.

Allerdings benötigen SPD und Union für eine Zweidrittelmehrheit in Bundestag und Bundesrat die Stimmen der kleineren Parteien.

Ob diese sich das Wahlkampfthema Hartz IV mit einem Ja zur Verfassungsänderung so leicht vom Tisch nehmen lassen, ist allerdings fraglich.

Die arbeitsmarktpolitische Sprecherin der Fraktion Die Linke, Kornelia Möller, stellt dazu fest: „Die einstimmige Entscheidung der Arbeits- und Sozialminister offenbart geballte politische Ignoranz gegenüber der vielfältigen Kritik von Wissenschaftlern und dem Bundesrechnungshof an den Ergebnissen der Hartz-Gesetzgebung.“

Dieser Feststellung bleibt eigentlich nur noch hinzuzufügen, daß die Länderminister aus Union und SPD mit dem, was Olaf Scholz als „großen Durchbruch“ bezeichnet hatte, der Linkspartei einmal mehr in die Hände spielen.

MELDUNGEN

Jugendämter greifen öfter ein

Wiesbaden – Immer mehr Kinder und Jugendliche in Deutschland sind so gefährdet, daß die Jugendämter sie in Obhut nehmen müssen. Das geht aus Zahlen hervor, die das Statistische Bundesamt veröffentlicht hat. 2007 leisteten die deutschen Jugendämter für insgesamt 28 200 Kinder und Jugendliche „Erste Hilfe“ in für sie gefährlichen Situationen; das waren rund 2200 (plus 8,4 Prozent) mehr als 2006. Der am meisten genannte Anlaß war in 44 Prozent der Fälle die Überforderung der Eltern. Bei 6500 der Kinder und Jugendlichen (23 Prozent) waren Vernachlässigung beziehungsweise Anzeichen für Mißhandlung oder für sexuellen Mißbrauch festgestellt worden. *idea*

Briten ziehen ab

Osnabrück – In einer Zeremonie wurden am vergangenen Wochenende 500 Soldaten der seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges im niedersächsischen Osnabrück präsenten Britischen Armee verabschiedet. Im Laufe der letzten 63 Jahre war Osnabrück zeitweilig mit mehr als 10 000 Soldaten sogar die größte britische Garnison außerhalb des Mutterlandes. Bis März 2009 sollen alle noch verbliebenen 3000 Soldaten aus Osnabrück abgezogen werden. Mit der Auflösung des Standortes gehen 500 Arbeitsplätze deutscher Zivilangestellter verloren. Außerdem war die Britische Armee ein wichtiger Auftraggeber in der Region. Allerdings: Deutschland wendet pro Jahr für „Verteidigungslasten im Zusammenhang mit dem Aufenthalt ausländischer Streitkräfte“ über 120 Millionen Euro auf. Im Zuge einer Umstrukturierung der britischen Streitkräfte wird sich die Zahl der britischen Soldaten in Deutschland auf 20 000 verringern. Der Truppenabzug betrifft auch die Standorte Mönchengladbach, Gütersloh und Hameln.

Ost-Deutsch (76):

Sparherd

Von Wolf Oschlies

Ein treuer Leser meiner Kolumne regt an, etwas zum Zeitpunkt zu sagen, an dem deutsche Wörter im Osten heimisch wurden. Das täte ich gern, hätte ich nur eine Ahnung davon. Ein Blick in meine Werkstatt mag das verdeutlichen. 1996 war ich Wahlbeobachter in Bosnien, und mein Hauswirt wies mich ein: Hier ist dein Bett, hier das Bad und hier hast du einen „sporet“. Daß ein südslawischer „sporet“ ganz deutsch ist, lernte ich erst kürzlich aus einem Dortmunder Firmenprospekt aus dem frühen 19. Jahrhundert. In dem wurde in Wort und Bild ein „Patent-Sparherd“ vorgestellt. Dieser „Sparherd“ ist der sprachliche Ahn des balkanischen „sporet“. Details dazu? Wie gesagt: Keine Ahnung!

Im Grunde interessiert mich das aktuelle Lodern des „sporet“ mehr, zumal er bei Mazedoniern laufend modernisiert wird – zum „elektricni, naften, plinski sporet“, also Elektro-, Öl- und Gasofen. Bei Serben gibt es den „elektricni sporet“ auch. Nur in Karikaturen der Witzzeitschrift „Jez“ (Igel) ist der Ofen veraltet: „Ovaj sporet bi trebalo da je u ratnom muzeju“ – Dieser „sporet“ gehört ins Kriegsmuseum. Aber das ist übertrieben, und wenn sich in Belgrad Flüchtlinge drängeln, braucht man „sporeti za ugrozene“ – Herde für Bedrohte. In den schlimmen 1990er Jahren zählten „bojler, sporet, frizider i svetlo“ (Boiler, Herd, Kühlschrank und Licht) zur Grundausstattung serbischer Haushalte, alles andere war „Luxus“.

In der südslowenischen Dolenjska heißt er „sporhet“, in Kroatien „sparet“, was beides die deutsche Wurzel „sparen“ noch deutlicher verrät. Im kroatischen Dalmatien firmiert er gar als „spaher“: „Eno im je jos topla na spaher“ (Da habt ihr etwas Warmes auf dem Sparherd). Alternierend sagt man auch „spaker“: „Onda je ona vadila tave na spaker“ – Dann zog sie Pfannen für den Sparherd hervor. Sogar auf Segelbooten steht er, aber „na regati nema vremena za paljenje spakera“ (bei der Regatta ist keine Zeit, den spaker anzuzünden).

Erst der neue kroatische Sprachpurismus hat am altvertrauten Sparherd Anstoß genommen und ihn in „stednjak“ umgetauft: „Iskljuci stednjak, voda vri“ – schalte den Herd aus, das Wasser kocht. Das macht mir Spaß, denn „stednjak“ heißt Sparer, womit sich der Kreis zum „Sparherd“ schließt.

Wenn Treue teuer wird

In Zeiten steigender Inflation sollten Sparer ihre Anlagen überprüfen

Von Rebecca Bellano

Sie sind zumeist rot oder blau, manche sind auch gelb, grün, orange oder weiß, in jedem Fall genießen sie jedoch das vollste Vertrauen ihrer sicherheitsbewußten Eigentümer. Das klassische Sparbuch mit dreimonatiger gesetzlicher Kündigungsfrist hat zwar seine besten Zeiten hinter sich, trotzdem ist es noch lange nicht ausgestorben. In unzähligen deutschen Haushalten wird zumindest der Notgroschen hierauf aufbewahrt, denn hier ist das Geld scheinbar sicher und schnell verfügbar. Bis zu 2000 Euro können monatlich ohne Kündigung abgehoben werden, bei Vorverfügung werden anteilig geringfügige Vorschußzinsen fällig. Außerdem sind vor allem Sparbücher hervorragend abgesichert. Der gesetzliche Entschädigungsanspruch des Kunden ist im Einlagensicherungs- und Anlegerentschädigungsgesetz (EAEG) geregelt. Durch das Gesetz sind Kreditinstitute verpflichtet, zur Sicherung ihrer Einlagen und Verbindlichkeiten einer Entschädigungseinrichtung anzugehören. Sichteinlagen, Termineinlagen und Spareinlagen fallen so gut wie vollständig unter diesen Schutz, Inhaberschuldverschreibungen, Fondsanlagen oder Wertpapiere der Kunden hingegen nicht.

> Ein Klassiker wird zum Geldvernichter

Doch der Klassiker unter den Sparprodukten ist inzwischen zum Geldvernichter geworden. Im Rahmen des intensiveren Wettbewerbs haben die Banken und Sparkassen längst neue Produkte entwickelt. Das alte, inzwischen bei Kreditinstituten ungeliebte Sparbuch läuft nur noch nebenbei mit und wird bei den meisten Anbietern deswegen auch nur mit einem lächerlichen Zinssatz von 0,5 Prozent verzinst. Da die Inflation in Deutschland im Juni mit 3,3 Prozent einen so hohen Wert wie seit 14 Jahren nicht mehr erreicht hat, bedeutet dies im Klartext, daß Anlagen auf dem klassischen Sparbuch massiv an Wert verlieren.

Aber selbst jene, die schon längst kein klassisches Sparbuch mehr haben, mit Sparkarte am Automaten über ihr Erspartes verfügen können, ihre Euros als Tagesgeld oder Festgeld führen oder gar festverzinsliche Wertpapiere besitzen, sollten dringend überprüfen, zu welchen Zinssätzen ihr Vermögen angelegt ist. Aufgrund der größeren Konkurrenz unter den Banken und Sparkassen melden diese sich zwar auch selbst bei ihren Kunden, doch wer – nach Beurteilung des jeweiligen Kreditinstituts – unter 3000 bis 5000 Euro hat, ist meistens uninteressant. Die Postbank bietet beispielsweise schon ab 3000 Euro bessere Zinssätze, die meisten Sparkassen, Volksbanken und Privatbanken erst ab 5000 Euro. Und auch dann offerieren sie zumeist nur die Produkte, die sich für sie auch rentieren. Auch reagiert nicht jede Bank oder Sparkasse schnell genug auf die steigenden Sparzinsen am Markt.

> Die Hausbank hat nicht immer die besten Angebote

„Wir empfehlen den Leuten sich nicht immer nur bei ihrer Hausbank beraten zu lassen, sondern auch bei anderen Banken zu schauen“, rät Doris Kappis von der Hamburger Verbraucherzentrale. Dabei steht keineswegs die gesamte Bankverbindung zur Disposition, sondern nur die jeweiligen Anlagen. Auch Direktbanken sollte man in seine Überlegungen miteinbeziehen. Interessant seien auch die Angebote zahlreicher holländischer Banken, die auch am deutschen Markt vertreten sind wie die Amsterdam Trade oder die Credit Europe. Aber Vorsicht, da die Gelder ausländischer Anbieter nicht unter deutsche Einlagensicherungsbestimmungen fallen, ist es wichtig zu überprüfen, wie Anlagen dort gesichert sind. Fünf Prozent Zinsen pro Jahr bei einem Festgeld, das für zwölf Monate angelegt ist, sind so zu erzielen. Und selbst auf täglich verfügbares Tagesgeld kann der Kunde je nach Anlagesumme und Anbieter zwischen 1,5 und 4,3 Prozent erhalten.

Die Internetseite www.biallo.de, so die Hamburger Verbraucherzentrale, bietet einen ziemlichen guten Überblick über die verschiedenen Angebote. Ein ausführlicher Sparzinsvergleich ist bei den Verbraucherzentralen für 5 Euro erhältlich.

Angesichts der Tatsache, daß diese Informationen für den Sparer bares Geld sind, empfiehlt sich die Mühe, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen. Wer sich also informiert und dann entsprechend handelt, kann sich trotz steigender Inflation relativ entspannt zurücklehnen.

MELDUNGEN

Spaltung vertiefen

Athen – Voller Empörung reagierte die griechische Regierung auf die Forderung des türkischen Ministerpräsidenten Recep Tayip Erdogan nach einer Zwei-Staaten-Lösung im Zypern-Konflikt. Die griechische Außenministerin Dora Bakoyannis empfindet das türkische Verhalten als inakzeptabel. Zu einem Zeitpunkt, an dem erstmals seit der Teilung Zyperns 1974 griechische wie türkische Zyprioten ernstzunehmende Gespräche über eine Wiedervereinigung führen, würde ein Vorschlag wie der der Türken kontraproduktiv wirken. Derartige Angebote würden die türkischen Zyprioten zur „Unnachgiebigkeit" ermutigen und so eine endgültige Teilung bedeuten. Zypern ist zwar seit 2004 Mitglied der EU, doch die daraus resultierenden Rechte und Pflichten gelten nur für den größeren griechischen Teil. Die türkischstämmigen Zyprioten sind auch aufgrund derartiger Stimmungsmache aus ihrem Mutterland aus der EU-Mitgliedschaft ausgeschlossen.

Ärmste der Armen trotz Öl

Lagos – Obwohl achtgrößter Erdöl-Produzent der Welt, leben nach neuesten Studien neun von zehn Einwohnern Nigerias immer noch von weniger als zwei Dollar pro Tag. Hiermit stehen sie auf einer Stufe mit Westafrika, der nachweislich unterentwickeltsten Region in ganz Afrika. Zwar hat Nigeria in den letzten 40 Jahren rund 1,2 Billionen Dollar an der Erdölförderung verdient, doch während vergleichbare Summen in Golfstaaten wie Katar für Wohlstand und den Aufbau einer der größten arabischen Volkswirtschaften gesorgt haben, steigt in Nigeria nur die Arbeitslosigkeit und die Verbrechensrate. Nur eine kleine Gruppe der von der seit 1999 regierenden Militärherrschaft Begünstigten profitiert von dem Ölreichtum des Landes.

Verborgenes Potential nutzen

Rußlands Präsident Dmitrij Medwedew stellt der Öffentlichkeit seinen außenpolitischen Kurs vor

Von M. Rosenthal-Kappi

Die Bundesrepublik Deutschland wird auch künftig einer der wichtigsten Handelspartner für Rußland sein. Während die Wirtschaftsminister beider Länder, Michael Glos und sein russischer Amtskollege Viktor Christenko, den Ausbau gegenseitiger Investitionen und Industriekooperationen vor allem in den Bereichen Automobilbau, Elektro- und Landwirtschaftsmaschinenbau sowie in der Hochtechnologiebranche vereinbarten, traf Außenminister Frank-Walter Steinmeier den russischen Präsidenten, um ihm Vorschläge zur Lösung des abchasisch-georgischen Konflikts in drei Stufen zu unterbreiten. Daß Medwedew trotz kritischer Reaktionen im Inneren Steinmeiers Vorschlag nicht brüsk als Einmischung in innerrussische Angelegenheiten zurückwies, wie es die durchgängige Haltung seines Vorgängers Putin gewesen war, mag daran liegen, daß Medwedew um ein gutes Verhältnis mit den Vertretern der einzelnen EU-Länder bemüht ist.

Medwedew hat seinen eigenen Stil, und das zeigt er auch. Er äußert sich sachlich, wählt seine Worte vorsichtig. Beim Gipfeltreffen der G8 in Japan stellte er der Öffentlichkeit die russische Außenpolitik unter seiner Führung vor. Inhaltlich unterscheidet diese sich kaum von der Putins. Der Zugang zu den wichtigen Energieressourcen wird ebenso ein Schlüsselelement der russischen Diplomatie bleiben wie der politische Einfluß in den zentralasiatischen Staaten. Nicht ohne Grund führten Medwedews erste Auslandsbesuche zur Verwunderung des Westens nach China und Turkmenien. Der zentralasiatische Staat Turkmenien verfügt über immense Gasvorkommen, knüpfte in letzter Zeit enge Kontakte zu den USA und der EU, plant mit Hilfe westlicher Staaten den Bau einer Pipeline unter Umgehung russischen Territoriums, eine Entwicklung, die den Interessen Rußlands entgegensteht. Auch sicherheitspolitisch spielen die Länder Zentralasiens für Rußland eine wichtige Rolle. In Kirgisien, das über keine Bodenschätze verfügt, unterhält die russische Armee Luftstützpunkte, am Issyk-Kul-See gibt es ein Testgelände für Unterwasser-Torpedo-Tests. In diesem Jahr hat die Kriegsmarine Rüstungsaufträge für den Bau von Torpedos an kirgisische Rüstungsfirmen vergeben.

Bei den G8-Gesprächen wiederholte Medwedew mehrfach Rußlands Forderung, als gleichberechtigter Partner angenommen zu werden, stellte sein Land als Gegengewicht zur Großmacht USA dar, indem er von einer gleichberechtigten Verantwortung beider Staaten für die Welt sprach. Als wichtigsten Punkt seiner Außenpolitik nannte er die Intensivierung der Beziehungen zu Europa, wobei er eine strategische Partnerschaft zwischen Rußland und Europa mit intensiven Wirtschaftsbeziehungen vorchlug, allerdings auf der Grundlage veränderter Regeln, die zuvor von beiden Seiten anerkannt werden müßten. Den Wunsch, eine Weltordnung zu schaffen, in der Rußland ein größerer Einfluß als Weltmacht zufällt, drückte Medwedew in dem Vorschlag aus, ein neues europäisches Sicherheitsabkommen zu vereinbaren, das nach den Vorstellungen des Kremlchefs ein paneuropäischer Gipfel ausarbeiten soll. Ziel eines solchen Sicherheitsabkommens ist sicherlich, den Führungsanspruch der USA in Frage zu stellen und die amerikanischen Pläne für die Einrichtung des Raketenabwehrsystems in Polen und Tschechien zu verhindern.



Steinmeier bei Medwedew: Vorschlag zur Lösung des Kaukasus-Konflikts. Foto: photothek.net

Medwedew kündigte Rußlands aktive Mithilfe bei der Lösung der auf dem G8-Gipfel erörterten Probleme und Themen an. Vor allem sei eine weitere Entwicklung der Zusammenarbeit auf dem Gebiet der globalen Energiesicherheit möglich. Ein Gleichgewicht zwischen Energieproduzenten, Transporteuren und Verbrauchern werde die Stabilität sichern. Aufgrund der verbesserten Möglichkeiten seines Landes sieht Medwedew hier ein großes bislang verborgenes Potential schlummern.

Bei allen schönen Worten darf man sich allerdings nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß Rußland eben dieses Potential nicht nur zum Wohle der Welt, sondern in erster Linie für die Durchsetzung eigener Interessen nutzen wird, damit das Land im Inneren gestärkt wird und international größeres Gewicht erhält.

Medwedew denkt global. Mehrfach erwähnte er in seiner Rede die wachsende Bedeutung Chinas, Japans, Indiens sowie weiterer Länder Lateinamerikas, Südafrikas, aber auch Südkoreas für die russische Wirtschaft. Länder, mit denen Rußland ebenso einen Ausbau der Beziehungen anstrebt wie eine gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Europa.

Jagd auf kluge Köpfe

Rußland hat nicht genug qualifizierte Arbeitskräfte

Von M. Rosenthal-Kappi

Das Jagdfieber hat um sich gegriffen. Hochqualifizierte Techniker, Vertriebsprofis und Ingenieure können in russischen Firmen fast jedes Gehalt fordern, vorausgesetzt, sie verfügen über gute Kontakte in Rußland und, wenn es sich um nichtrussische Mitarbeiter handelt, neben ihren Fachkenntnissen über Kenntnisse der russischen Sprache. Haben diese Arbeitskräfte erst einmal Fuß gefaßt, wird es ihnen an Jobangeboten nicht mangeln. Dank des anhaltenden Wirtschaftsbooms suchen Unternehmen in Rußland händeringend nach fähigen Mitarbeitern, dabei ist es an der Tagesordnung, sich die Mitarbeiter gegenseitig abzuwerben. Die Firmen zahlen überdurchschnittlich gute Gehälter gemessen an den russischen Durchschnittslöhnen – ein unerfahrener Hochschulabgänger erzielt 1350 Euro Gehalt gegenüber etwa 412 Euro Durchschnittslohn. Zu den Profiteuren der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt zählen Geschäftsführer, Vertriebsmanager und Finanzvorstände. Laut einer vom Verein der Deutschen Wirtschaft in der Russischen Föderation herausgegebenen Studie verdient ein Finanzdirektor ein durchschnittliches Jahressalär von rund 70 000 Euro, ein Personaldirektor etwa 44 000 Euro. In den Branchen Holz / Papier, Automobilzulieferer und in der Kredit- und Versicherungswirtschaft sei der Gehaltsanstieg überdurchschnittlich hoch. Das Angebot an qualifizierten Arbeitnehmern hält den Wachstumsraten nicht stand. Es entsteht eine Situation, in der das Ringen um die besten Köpfe die Fluktuation in den Unternehmen erhöht. Meist steht das hohe Gehaltsniveau in keinem Verhältnis mehr zur Produktivität der Arbeitskräfte. Für die Unternehmen sind die Löhne zu einem unkalkulierbaren Kostenfaktor geworden.

Fachkräfte werden abgeworben

Gefragt sind Maßnahmen, die die Fluktuation eindämmen und die Loyalität der Mitarbeiter gegenüber dem Arbeitgeber herstellen sollen. Einige Firmen versuchen Mitarbeiter mit zusätzlichen sozialen Leistungen wie etwa einer Zusatzkrankenversicherung an sich zu binden. Daneben ist eine Änderung im Ausbildungswesen notwendig. Zwar ist das Bildungsniveau der russischen Schul- oder Hochschulabgänger nicht schlecht, doch sie verfügen vor allem im Bereich der Facharbeiterberufe lediglich über theoretische Kenntnisse, weil ein duales Ausbildungssystem in Theorie und Praxis fehlt. Hier könnte das deutsche System zum Vorbild werden. Im Bereich des Managements hat es seit der Wende in Rußland eine Veränderung gegeben. Besetzten ausländische Firmen ihre Führungsposten gerne mit eigenen Mitarbeitern, greifen sie heute lieber auf russische Manager zurück. Ihr Vorteil ist, daß sie über notwendige Kontakte verfügen und die russische Mentalität kennen. Ausländer sind heute vor allem als Spezialisten gefragt.

Inzwischen hat auch die Politik den Arbeitskräftemangel als Problem erkannt. Seit Jahren werden Programme zur Verbesserung aufgelegt, die bislang wenig Erfolg zeitigten. Daß das Problem erkannt ist, unterstreicht die Ankündigung Medwedews an einer Gesetzesänderung zu arbeiten, die EU-Bürgern künftig die Erlangung von Arbeitserlaubnissen erleichtern soll.

Bauboom ohne Boden

Rumänien fehlen Arbeiter und zahlungskräftige Käufer

Von Ernst Kulcsar

Bewohner der rumänischen Hauptstadt Bukarest meinen, die Stadt wäre nie so schön wie jetzt. Auch jene, welche nur die Maßstäbe vom Ende des 19. und vom ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gelten lassen, sind von der Schönheit der neuen Residenzen überwältigt. Damals entstanden Prunkbauten wie das Rumänische Athenäum (1888), heute Sitz der Staatsphilharmonie, der Triumphbogen am Ende der Kisseleff-Avenue (1936), der Königspalast (1939). Die Reihe könnte weiter geführt werden.

Dann ließ das kommunistische Regime in den Randvierteln triste Wohnblocks bauen, wie sie überall im damaligen Ostblock zu sehen waren. Diese Viertel waren die ersten, die nach 1989 der Bauwut einheimischer und ausländischer Investoren zum Opfer fielen, bei gleichzeitiger Erschließung neuen Baugeländes, auf dem derzeit regelrechte Luxus-Residenzen entstehen, die für rumänische Verhältnisse einfach unerschwinglich scheinen. So kosten die Appartements in der am Nordrand von Bukarest noch teilweise im Bau befindlichen Residenz Ibiza Sol in Pipera zwischen 800 und 6000 Euro, und das bei einer Bevölkerung, die zu rund 15 Prozent unter der Armutsgrenze lebt, und bei der eine Rente von 150 Euro schon so groß ist, wie ein Wagenrad, wie ein rumänische Sprichwort sagt.

Die möglichen riesigen Gewinne riefen zwielichtige Geschäftsleute auf den Plan. Die schillerndste Figur ist zweifelsohne der Rumäne Gheorghe „Gigi" Becali. Der Eigentümer des mehrfachen rumänischen Fußballmeisters „Steaua Bukarest" war 1989 noch Schafhirte. Heute ist er unter anderem Bauunternehmer, besitzt angeblich zwei Milliarden Euro, fährt einen Mercedes-Maybach im Werte von 500 000 Euro und war mehrmals Gegenstand staatsanwaltlicher Ermittlungen. Politische Ambitionen hat er auch. „Dann gnade uns Gott", so ein Bukarester.

Am Bukarester Stadtrand entstehen Luxusbauten

Abgesehen vom noch unter Ceausescu begonnen „Haus des Volkes", dem Sitz des Parlaments, das eher durch seine bizarre Architektur auffällt, bestechen in ihrer Schönheit die im Westen der Stadt gelegene Primavara-Residenz im Viertel Drumul Taberei und Ibiza Sol in Pipera im Norden der Hauptstadt, wobei zahlreiche Wohnungen kurz vor der Übergabe stehen

Und eben hier beginnen die Probleme, so die Marketing-Managerin von Tiriac-Immobilien (Tiriac ist das ehemalige Tennis-Ass). Bei der Panorama-Residenz beispielsweise habe sich die Übergabe um drei Monate verzögert, bei anderen Bauten, die zum 1. Juli hätten fertig sein sollen, um noch mehr. „Uns fehlen einfach die Arbeitskräfte", klagt die Dame. Die Arbeiter fehlen, weil sie auf Baustellen in ganz Europa zu finden sind. Arbeitslosigkeit und Hungerlöhne haben sie nach den Ereignissen von Dezember 1989 in die Ferne getrieben, und dort sind sie geblieben.

Heute fehlen auf rumänischen Baustellen 300 000 Bauarbeiter. Das bewirkt stark erhöhte Lohnkosten. Im Mai dieses Jahres lagen die Nettolöhne um 23 Prozent höher als 2007, der Durchschnittslohn erreichte 347 Euro, was zusammen mit sehr billigen Krediten die Inflationsrate im Mai auf 8,5 Prozent trieb. Der Immobilienkrach in den USA schickt erste Grüße.

Belgien bricht weiter auseinander

Seit einem Jahr versucht Premier Yves Leterme vergeblich Wallonen und Flamen zu einen

Von Hans Heckel

In Belgien breitet sich lähmende Ratlosigkeit aus. Zum dritten Mal binnen eines Jahres gestand Premierminister Yves Leterme das Scheitern seiner Bemühungen um eine Regierungsbildung ein. Den angebotenen Rücktritt lehnte König Albert II. indes ab und schickte den Flamen mit der wallonischen Mutter abermals aus, um es noch einmal zu versuchen.

In seiner Rede zum Nationalfeiertag vergangenen Montag appellierte der Monarch an sein in Flamen und Wallonen zerrissenes Volk: „Wie Sie wissen, hat unser Land mit ernsten politischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Doch Schwierigkeiten und Krisen bieten auch die Gelegenheit, sich wieder zu fangen und einen neuen Anlauf zu nehmen. Die Spaltung der Mentalitäten ist kein Schicksal.“

Der König weiß: Es geht nicht allein um die „Mentalitäten“ von Flamen und Wallonen, die den belgischen Staat immer tiefer spalten, es geht auch um Geld. Der reichere flämische Nordteil will weniger an Transfers an die ärmere Region Wallonien im Süden leisten. Eine Staatsreform soll insbesondere die Finanzbeziehungen der beiden Hälften neu ordnen. Leterme bemühte sich seit den letzten Parlamentswahlen im Juni 2007 vergeblich um jene Reform. Er hatte sich und seinen Verhandlungspartnern zuletzt eine Frist zum 15. Juli gesetzt. Sie verstrich ohne Erfolg.

Nun hat der König drei Vermittler eingesetzt, die bis zum 31. Juli einen Bericht vorlegen sollen über den Stand der Verhandlungen zur Staatsreform. Die schwere Aufgabe übertrug er bewußt den beiden wallonischen Politikern Raymond Langendries (Zentrum) und François-Xavier de Donnèa (Liberale). Als dritter im Bunde fungiert der Ministerpräsident der Deutschsprachigen Gemeinschaft in Ost-Belgien, der Sozialist Karl-Heinz Lambertz. (Lambertz sitzt im Vorstand der wallonischen Sozialisten, da das Gebiet der deutschsprachigen Belgier mit Eupen als Hauptstadt politisch zum französischsprachigen Wallonien gehört.)

Alberts Logik: Nachdem der Flame Leterme im Regen stehen blieb, sollen nun zunächst Repräsentanten der französisch- und der deutschsprachigen Gemeinschaften versuchen, einen Ausweg aufzuzeigen.

Was die drei zum Monatsende tatsächlich zu Wege bringen werden, kann sich in dem Zehneinhalb-Millionen-Einwohnerland kaum jemand so recht vorstellen. Vertreter von Flamen und Wallonen hatten sich zuletzt immer heilloser ineinander verkeilt. Knackpunkte sind neben der Finanzpolitik auch regionale Streitigkeiten im Umland von Brüssel, das einen Sonderstatus zwischen den beiden großen Regionen genießt. Dabei geht es um die Frage, ob der große Wahlbezirk Halle-Vilvoorde vor den Toren der Hauptstadt mit dem flämischen oder wallonischen Landesteil wählt.

In Belgien gibt es flämische oder wallonische Parteien, die ausschließlich in ihren jeweiligen Landesteilen antreten. Halle-Vilvoorde gehört zur Provinz Flämisch Brabant. Daher sollen nach dem Willen der Flamen dort nur flämische Parteien geben. Die Mehrheit der Einwohner besteht jedoch aus Wallonen, weshalb man dort bislang die wallonischen Parteien wählen konnte. Dieses Privileg will die wallonische Bevölkerungsmehrheit in dem Gebiet auf keinen Fall aufgeben. Eine Lösung des Konflikts ist nicht in Sicht.

Vom europäischen Ausland aus betrachtet scheint es nur noch eine Frage der Zeit, bis das kleine Land in mindestens zwei noch kleinere Hälften zerfällt. Belgien ist mit rund 30 000 Quadratkilometern so groß wie Brandenburg und Berlin zusammen und hat mit 10,5 Millionen so viele Einwohner wie Baden-Württemberg. Die Flamen bilden mit rund 60 Prozent die Mehrheit vor den Wallonen mit etwa 40 Prozent. Zu ihnen gesellt sich die kleine deutschsprachige Gemeinschaft mit gut 70 000 Angehörigen.



Schreiten von Mißerfolg zu Mißerfolg: Yves Leterme (l.) und Belgiens König Albert II. Foto: AP

An eine immer wieder beschworene Spaltung des Landes wollen Beobachter indes noch nicht glauben, auch wenn manche Umfragen den Eindruck erwecken, daß das Ende Belgiens näherrücken könnte. In einer Leserumfrage der flämischen Zeitung „De Standaard“ kurz nach dem jüngsten Rücktrittsgesuch von Premier Yves Leterme antwortete fast die Hälfte der Teilnehmer auf die Frage, was nun werden solle: „Den Staat teilen.“ Doch solche Augenblicksaufnahmen scheinen nur bedingt aussagekräftig.

Aber was soll nun werden? Neuwahlen? In diesem Falle fürchten die etablierten Parteien ein Erstarken radikalregionalistischer Kräfte, vor allem des flämischen „Vlaams Belang“, weshalb sie einen Urnengang zum jetzigen Zeitpunkt unbedingt vermeiden wollen.

Pessimisten fürchten, daß die Lähmung der belgischen Politik mindestens noch bis zum Sommer 2009 anhalten könnte. Dann sind Regionalwahlen.

Bis dahin, so die düstere Erwartung, dürfte keine der Parteien zu größeren Zugeständnissen bereit sein, um ihre eigene Klientel nicht zu verärgern. Dann wäre Belgien insgesamt zwei Jahre ohne voll handlungsfähige Regierung.

MELDUNGEN

Häftlinge in Toiletten

London – Britische Gefängnisse sind dermaßen überfüllt, daß Häftlinge bereits in den Toilettenabteilen schlafen müssen. Diese traurige Bilanz zieht der neueste Bericht der staatlichen Gefängnisinspektorin Anne Owers. Zwar wurde bereits 2007 der Bau weiterer Hafteinrichtungen, die zusätzlichen Platz für 10 500 Gefangene bieten sollen, beschlossen, doch derzeit sind sie erst in Planung oder in Bau. Um die Situation zu entspannen, empfahl die Oberaufseherin der Haftanstalten mildere Urteile zu erwägen und Häftlinge vorzeitig zu entlassen, so daß die vorhandenen 82 000 Haftplätze ausreichten. Dieser Rat löste wiederum massiven Unmut bei Polizei, Staatsanwaltschaft und Richtern aus.

Sparen im Schnelldurchlauf

Rom – Um die Abänderungsanträge der Opposition zu umgehen, stellte sich die italienische Regierung zweimal einer Vertrauensabstimmung, die die Berlusconi-Regierung mit 323 zu 253 Stimmen gewann. Ziel dieser Taktik war, die bis 2011 geplanten Einsparungen in Höhe von 34,8 Milliarden Euro schnell durch die Abgeordnetenkammer zu bekommen. Doch damit ist nur ein Widerstand aus dem Weg geräumt: Die Gewerkschaften drohen vor allem gegen die Einsparungen in der öffentlichen Verwaltung, die 400 Millionen Euro betragen, zu streiken.

Neuer Schlag gegen Eta

Bilbao – Zum zweiten Mal in diesem Jahr gelang es der spanischen Polizei, wichtige Eta-Führer festzunehmen. Das ausgehobene Kommando „Biskaya“ hatte trotz ausgerufener Waffenruhe 2007 einen Bombenanschlag verübt.

Haarscharf obsiegt

Sarkozy setzt mit einer Stimme mehr Verfassungs-Reform durch

Von Jean-Paul Picaper

Als Sarkozy am letzten Montag in der irischen Hauptstadt schroff von Demonstranten empfangen wurde, die ihr „Nein“ zum Lissabon-Vertrag auf Schildern bekräftigten, errangen die Anhänger des französischen Staatspräsidenten einen knappen Sieg: Die von ihm und von seinem Premierminister François Fillon geforderte Reform der Verfassung der Fünften Republik wurde mit 539 gegen 357 Stimmen vom Kongreß, der aus beiden Parlamentskammern bestehenden verfassungsgebenden Versammlung, verabschiedet. Also mit einer Stimme mehr als die erforderlichen 538 Stimmen.

Sieben Senatoren und Abgeordnete der Sarkozy-Partei UMP haben dagegen votiert. Sie wollten das Präsidialregime des Generals de Gaulle aufrechterhalten. Natürlich stimmte die zentralistische „Modem“-Partei des Sarkozy-Feindes François Bayrou mit den Linken (Sozialisten, Kommunisten und Grüne) dagegen. Dafür erhielt die Reform die Stimmen des neuen Zentrums und der Sozialdemokraten. Seinen dünnen Erfolg verdankte Sarkozy einem Sozialisten, dem einzigen, der sich gegen sein eigenes Lager zu stimmen getraute. Es war der ehemalige sozialistische Kulturminister Jack Lang, der in der Reformkommission mitgearbeitet hatte. Vom Ausschluß aus der sozialistischen Fraktion bedroht, sagte Lang: „Ich konnte nicht gegen diese guten Ideen mit dem Vorwand stimmen, daß der heutige Präsident diese Reform wünscht.“ Die anhaltende Gegnerschaft gegen Sarkozy war die Motivation der Opposition. Sonst entsprachen die meisten Textänderungen inhaltlich ihren althergebrachten Wünschen.

Ein Sozialist verhalf zum Sieg

Schon 1981 wollte der sozialistische Präsident Mitterrand die gaullistische Verfassung von 1958 ändern und so das Parlament stärken und die Exekutive schwächen. Aber er riskierte nicht die Blamage einer Niederlage.

Sarkozy und der Premierminister Fillon gingen davon aus, daß die ungenügende Vertretung der Wünsche der Franzosen im Parlament die Ursache des permanenten Krisenzustandes der letzten Jahre ist. Das Parlament wird also an der Ausarbeitung der Gesetze stärker beteiligt werden. Es kann nicht mehr so leicht von der Regierung überwältigt werden. Darüber hinaus werden die Staatsbürger gegen nicht verfassungskonforme Gesetze, die sie betreffen, Einspruch einlegen oder eine Volksabstimmung verlangen dürfen. Für die Aufnahme von neuen EU-Mitgliedern wird ein Referendum möglich sein. Die Regionalsprachen bekommen einen Status, wenn auch nicht wie geplant im Artikel 1 der Verfassung. Die Opposition bekommt so viel Redezeit wie die Regierung. Schließlich wird die Amtszeit des Staatspräsidenten nicht zehn Jahre überschreiten dürfen. „In Amerika wird das politische Personal alle acht Jahre ausgewechselt“, sagte Sarkozy der Zeitung „Le Monde“. Wenn man berücksichtigt, daß der Präsident in Zukunft vor dem Kongreß in Versailles Reden über die Lage der Nation halten wird, was ihm seit 1873 verboten war, so handelt es sich doch um eine tiefe Änderung der gaullistischen Republik. Sarkozys Reformen entwerfen immer deutlicher die Konturen einer Sechsten Republik.

Auch Europa hat der Franzose mit der Gründung der Union für das Mittelmeer (UFM) ein neues Gesicht gegeben.

Während Hosni Mubarak Präsident der UFM für den Süden sein wird, wird Sarkozy bis zum 30. Dezember der UFM-Präsident für den Norden sein.

Erfolg mit Rassenhaß

Sänger Marko Perkovic alias »Thompson« begeistert Kroaten

Von Wolf Oschlies

Verehrter Herr Marko Perkovic Thompson! Ihre Lieder sind ein Geschenk an das kroatische Volk, sie erwecken edle Gefühle und reißen die Menschen aus Resignation und Gleichgültigkeit.“ So hieß es in einem Aufruf, der Ende Juni in Zagreb veröffentlicht wurde, unterschrieben von 76 kroatischen Wissenschaftlern, Politikern, Militärs, Geistlichen und Künstlern. Ihre Solidaritätsadresse war an einen „Künstler“ gerichtet, der mit rassistischen Haßgesängen und Lobliedern auf das kroatische „Ustascha“-Regime im Zweiten Weltkrieg bei Kroaten im In- und Ausland Erfolge feiert: Marko Perkovic, Jahrgang 1966, genannt „Thompson“ nach der Maschinenpistole, die er vor 15 Jahren im kroatischen „Heimatkrieg“ trug.

Perkovic ist ein schlechter Sänger, seine Lieder sind in Melodie, Rhythmus und Arrangement unterdurchschnittlich. Aber der Text macht die Musik, und der ist so aggressiv, daß Slaven Bilic, kroatischer Fußball-Nationaltrainer, während der jüngsten Europameisterschaft mit Thompson-Liedern seine Spieler gegen ihre Gegner aufputschte. Auch die kroatischen Fans benahmen sich ähnlich, so daß Kroatien vom Fußballverband Uefa zu einer satten Geldstrafe verurteilt wurde. Kroatien möchte spätestens 2009 EU-Mitglied sein, was „Künstler“ wie Perkovic-Thompson verhindern könnten, denn sie zeigen der Welt ein abstoßendes Kroatien.

Was geschähe in Deutschland, wenn ein Popsänger etwa „Die Fahne hoch“ anstimmte? Er käme nicht über die ersten Takte hinaus, weil das Publikum ihn auspfiffe und die Polizei ihn festnähme. In Kroatien aber reißt Thompson

Mord an Serben wird verherrlicht

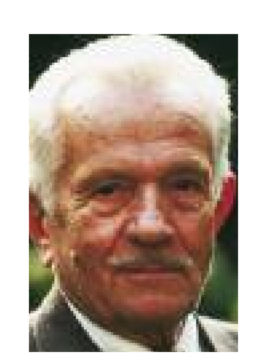
seine Zuhörer zu Begeisterungsstürmen hin mit Liedern wie „Jasenovac ist das Haus der Schlächter von Maks / viele tote Serben hat die Neretva fortgespült / Neretva, spüle noch mehr tote Serben zur blauen Adria.“

Jasenovac, das „balkanische Auschwitz“, war ein Vernichtungslager der kroatischen Ustascha, einer Mussolinis Faschisten nachgebildeten Terrororganisation, die unter ihrem Führer Ante Pavelic 1941 bis 1945 die alleinige Macht im „Unabhängigen Staat Kroatien“ (NDH) innehatte, einem Marionettengebilde von Hitlers und Mussolinis Gnaden. In Jasenovac wurden über 600 000 Serben, Juden und Zigeuner ermordet, und der schlimmste Henker war der im Thompson-Lied gerühmte Vjekoslav „Maks“ Luburic. Sogar deutsche Emissäre wie General Edmund Glaise von Horstenau oder Botschafter Hermann Neubacher kritisierten bei Hitler die „verrückte Raserei“ dieses Verbündeten.

1946 hat eine jugoslawische Kommission alle Greueltaten von Jasenovac dokumentiert. 1990 bezeichnete der kroatische „Staatsgründer“ Franjo Tudjman den NDH als „die Erfüllung der historischen Sehnsüchte der Kroaten“.

Thompson hat in jüngster Zeit sein Repertoire etwas gemildert, aber sein vorwiegend junges Publikum schwelgt in Ustascha-Nostalgie. Das kroatische Staatsfernsehen HRT schwenkt bei Übertragungen von Thompson-Konzerten immer mal wieder über die Zuhörer und fängt Ustascha-Symbole in Fülle auf. In den Niederlanden darf Thompson nicht auftreten, in der Schweiz, in Österreich und Deutschland wurden jüngst Konzerte von ihm verboten. Aus Israel forderte Efraim Zuroff, international angesehener Holocaust-Experte, Kroatiens Präsidenten Stjepan Mesic auf, gegen Thompson und seine Geistesgenossen mit massiven Verboten vorzugehen.

»Moment mal!«



Europas milde Mathilde

Von KLAUS RAINER RÖHL



Hoffen darf man ja: Die CSU setzt bei den Landtagswahlen wieder auf 50 Prozent der Stimmen. Merkel hofft mit. Foto: ddp

Angela Merkel beim CSU-Parteitag. Die Partei hatte sich offensichtlich vorgenommen, die Kanzlerin regelrecht zu umarmen. Wie eine gute Tante. Stehender Beifall. Die Kanzlerin muß sich Ähnliches vorgenommen haben. Sie war des süßen Lobes voll: „Ich will es nicht Neid nennen, aber große Hochachtung. Bayern ist da, wo der Bund stehen will.“

Sie lobt besonders den schuldenfreien bayrischen Etat. Anders als Bayern lebe der Bund immer noch „auf Pump“. Da gäbe es zwischen den beiden Schwesterparteien außer „einer einzigen Ausnahme bei der Pendlerpauschale“, das bringt sie in einem flotten Nebensatz unter, „keine Differenz, ansonsten sei das Steuer der CSU richtig in der Richtung“. „Mehr Netto vom Brutto – das ist unser Maßstab, dafür wollen wir arbeiten!“ Und dann noch ein Gratis-Lob für Franz Josef Strauß: „Ein Mann, ohne den ich hier heute nicht stehen würde, ohne den die Mauer nicht gefallen wäre!“ Langer Applaus. „Zugabe, Zugabe“, applaudierten die Delegierten, zwei Minuten und 29 Sekunden.

Am Ende gab es noch eine Riesentorte. Auf der Torte stand „50 plus x“. Eine charmante Formulierung, wenn man auf das Alter der Jubilarin (54) anspielt, viel mehr aber eine Verheißung des kommenden Wahlergebnisses. „50 plus x“ muß die CSU auch diesmal bringen. Wenn sie damit der gesamten Union eine solide Grundlage für die kommende Bundestagswahl liefern will. Angela Merkel wird die vielen Stimmen aus dem Flächenland Bayern dringend brauchen, denn in anderen Bundesländern ist die Mehrheit der Union wackelig, wie sich in Hessen und Hamburg gezeigt hat, vor allen Dingen in den ehemaligen DDR-Ländern mit starkem Anteil der Linken.

Befürchtungen, daß die Abwahl Stoibers die CSU geschwächt hat, haben wir an dieser Stelle schon vor einem Jahr zurückgewiesen, und es ist dabei geblieben: Was ist besser als die CSU? Die nächste CSU. Die Partei in dem von Stoiber zum erfolgreichsten Bundesland gemachten Bayern hat sich nach den häßlichen, aber notwendigen Rivalenkämpfen um seine Nachfolge wieder aufgerappelt und wird 2008 wahrscheinlich einen neuen Wahlsieg einfahren. Bayern wird weiter das Bundesland mit den wenigsten Arbeitslosen, der größten Sicherheit vor Kriminellen und dem höchsten Bildungsstandard in Deutschland bleiben. Bayern bleibt auf diese Weise, mit dem ohne Anstrengung fröhlichen Ministerpräsidenten Günther Beckstein, vorn. Er hat die besten Umfrage-Werte von allen. Man muß nicht lange fragen, warum. Sein Kampf gegen die Ausländerkriminalität ist vorbildlich, sein Eintreten für deutsche Interessen bekannt. Das bewies er schon als Staatssekretär im bayrischen Innenministerium, zuständig für die Polizei, später als Innenminister.

Europäisch, weltoffen und global denkend wie BMW (oder der FC Bayern), aber mit einem erkennbaren Anteil von nationalem Selbstbewußtsein. Die Vertriebenen, in Bayern hauptsächlich Sudetendeutsche, wählen ohne Zögern vertrauensvoll die CSU.

Was bedeutet die bayrische Stabilität für Angela Merkel? Machtzuwachs, sagen die Kommentatoren. Ich glaube, eher nicht. Sie wird sich weiterhin lieber als die Kanzlerin der Großen Koalition denn als Kandidatin der Union profilieren. Sie hat in den letzten drei Jahren nach besten Kräften Koalitions-Politik gemacht, also auch SPD-Politik. Sie segnet vieles ab, was im Wahlprogramm der SPD versprochen wurde. Wenig blieb vom Wahlprogramm der Union. Die Vertriebenen blicken nicht vertrauensvoll auf die Kanzlerin, sondern sorgenvoll.

Sie macht Figur. Sie wirkt von Monat zu Monat überzeugender, sicherer, selbstbewußter in Europa. Sie strebt nicht nach einer Führungsrolle für Deutschland. Sie strebt nicht nach Vormacht für ihr Land, wie Putin für Rußland, Sarkozy für Frankreich oder Präsident Kaczynski für Polen. Sie will eher Europas milde Mathilde sein, Moderatorin. Das kann sie am besten. Keine Angst, liebe Russen, Polen und Franzosen, das einzige, was sie wirklich nicht machen wird, ist deutsche Politik. Sie denkt und spricht europäisch. Das einzige, was in Brüssel offiziell nicht gesprochen wird, ist Deutsch und das einzige, was dort nicht vertreten wird, sind die Interessen der Deutschen. Allenfalls Interessen deutscher Konzerne in Export- und Steuerangelegenheiten. Vertritt Angela Merkel aber auch den erklärten Willen der Deutschen, immer noch der Bevölkerungsmehrheit? Die Mehrheit unseres Volkes zum Beispiel, das zeigen alle Umfragen, denkt ganz selbstverständlich national. Rund 3,5 Millionen Muslime leben im Land, aber niemand fragt uns, ob wir das mögen, wir werden nur pausenlos darum gebeten, etwas für ihre Eingliederung zu tun. Wer, außer bayrischen Politikern, spricht offen über den Unmut der Wähler? Für die Koalition stellt sich das Problem anders dar: Wir brauchen ganz dringend qualifizierte Fachleute, Wissenschaftler, Ingenieure und Techniker vor allem. Wir haben in 30 Jahren versäumt, sie auszubilden, jetzt will man sie ins Land locken. Gut. Aber was geschieht mit den schon im Land befindlichen Ausländern? Wann kommt das deutsche „Zentrum gegen Vertreibungen“, die Diskussion über Patriotismus? Wie weit sind die Vorbereitungen gediehen? Bitte melden.

Vielleicht mag die Kanzlerin denken, der nächste Wahlkampf ist ja noch ein Jahr hin, und kurz vor Schluß kann man noch ganz schnell verkünden, daß man immer schon lange mal eine Diskussion über Vaterlandsliebe führen wollte. Aber Vaterlandsliebe kann man nicht anziehen und ausziehen wie ein Jackett von Joop.

Warum erreicht die CSU in Bayern denn regelmäßig mehr als 50 Prozent der Wählerstimmen? Weil die Bayern, wie alle Deutschen im Land, 65 Jahre nach dem Krieg auch mit zu den Nationen zählen möchten, die sich fröhlich feiern und ihre Fahnen heraushängen und ihre Nationalhymnen ohne Scham und Verklemmtheit singen. Konservativ lebende und national empfindende Deutsche gibt es auch außerhalb Bayerns, das zeigen sie bei jeder sportlichen Großveranstaltung deutlich, und ihre Stimmen sollten nicht leichtfertig verschenkt werden. Sie werden der Union beim nächsten Urnengang gegen die rot-rot-grüne Einheitsfront fehlen. Ein Blick auf Frankreich, wo der Rechte Le Pen bei den Präsidentschaftswahlen im ersten Wahlgang mehr als 15 Prozent erhielt, sollte genügen. In der Schweiz halten die demokratischen Rechten von Christoph Blocher 30 Prozent der Stimmen. In Österreich, wo nach einem Riesenkrach zwischen den Koalitionsparteien Neuwahlen anstehen, werden der rechtskonservativen FPÖ von seriösen Wahlbeobachtern 22 Prozent zugetraut. Im Alpenland Bayern hat die NPD keine Chance. Die Linkspartei auch nicht.

Das weiß Frau Merkel. Deshalb gibt es die Pendlerpauschale am Ende wohl doch noch. Viele Gespräche zwischen Merkel und dem CSU-Vorsitzenden Huber haben im Vorfeld stattgefunden. Und der sagte in seiner Parteitagsrede, seine Partei werde für die Wiedereinführung der alten Pendlerpauschale kämpfen, „und wir werden das auch schaffen!“ Wann? Die Forderung nach Wiedereinführung der früheren, uneingeschränkten Pendlerpauschale wird in der Bevölkerung immer populärer. Sie ist konkret und einleuchtend: Der einzige Weg, bei den astronomisch steigenden Benzinpreisen, an deren Eindämmung durch gutes Zureden niemand mehr glaubt, den Bürgern schnell und unbürokratisch zu helfen. Schnell und überschaubar. Deshalb wird sie inzwischen auch in fast allen SPD-regierten Ländern gefordert. 2,5 Milliarden kostet die Wiedereinführung der Pendlerpauschale. Das ist viel Geld. Kosten müssen an einer anderen Stelle eingespart werden. Wir wüßten schon wo, aber auch die Unionspolitiker werden den Weg finden. Wie viel Dankbarkeit bekomme ich für zweieinhalb Milliarden? So denkt natürlich auch die CSU, so denken die SPD-regierten Länder. Millionen Menschen verloren mit der Reduzierung der Pendlerpauschale bares Geld. Dieses Geld will die CSU den Pendlern wieder zurückgeben. Es ist ohnehin ein Tropfen auf den heißen Stein. Der zeitungslesende Bürger weiß es: Die zweieinhalb Milliarden Euro, die der Bund ihm mit bei der Abschaffung der Pendlerpauschale genommen hat, sind nur ein Zehntel der 25 Milliarden Euro, die er im ersten Halbjahr 2008 durch Steigerungen der Energiepreise verloren hat. So sagte der CSU-Landesgruppenvorsitzende Ramsauer denn auch ganz siegesbewußt über die Kürzung der Wegepauschale: „Es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie fällt.“ Wann? Das ist die Frage, die sich die Bundeskanzlerin stellen wird: Vor oder nach der Bayernwahl? Oder erst vor der Bundestagswahl? Auch der energische, kompromißlose Kampf um die Pauschale wird der CSU helfen, die Wahl zu gewinnen. Und damit die Voraussetzung schaffen für den Erfolg bei der Bundestagswahl. Die Pendlerpauschale wird wieder kommen, sagen wir hier einmal unbefangen voraus. Wetten? Nach der Bayernwahl – bitte melden.

Dolmetscher der spröden Natur

Vor 100 Jahren schied der Maler Walter Leistikow aus dem Leben

Von Silke Osman

Als Walter Leistikow vor 100 Jahren, am 24. Juli 1908 nach langer, qualvoller Krankheit seinem Leben ein Ende setzt, hinterläßt er einen großen, ihn verehrenden Freundeskreis, darunter die Dichter Max Halbe und Gerhart Hauptmann, den Maler Lovis Corinth. Der Ostpreuße, der erst wenige Tage zuvor seinen 50. Geburtstag gefeiert hatte, schrieb über das Werk des Freundes: „Ihm gingen plötzlich die Augen auf über die herbe Schönheit der märkischen Wälder und Seen. Der melancholische Reiz, der in den Kieferwaldungen liegt, wie sich die dunklen Wipfel knorrig gegen die wehenden Wolken absetzen und zu Füßen sich in schwarzen Dümpeln spiegeln, hat Leistikow verstanden wiederzugeben wie kein anderer. Er ist für die Welt zum Dolmetsch dieser spröden Natur geworden. Nicht als ob er überhaupt zuerst diese Motive gefunden hätte, aber seine Bilder zwangen zuerst vor allen andern Künstler und Laien zur Bewunderung. Man nannte ihn den Maler der Mark Brandenburg.“

Max Liebermann hielt dem Freund und geschätzten Kollegen bei der Trauerfeier am 29. Juli im Sezessionsgebäude, in dem Leistikow zehn Jahre lang organisatorisch gewirkt hatte, die Abschiedsrede: „Die Werke, die eben erst unter seinem Pinsel hervorgegangen waren, zeugten von so viel Frische der Auffassung, von so gesunder Lebensfreude, waren mit solch kühner und temperamentvoller Faust herunter gemalt, daß man vergaß, einem todkranken Manne gegenüberzustehen ... Als hätte die Natur gewußt, daß Leistikow in jungen Jahren sterben müsse, hat sie all ihre Gaben frühzeitig in ihm zur Reife gebracht, und nur so können wir die Fülle seiner Produktion, die selbst für ein langes Leben noch reich erscheint, verstehn. Noch auf der Hochschule zeigen seine Arbeiten die ausgeschriebene Handschrift des Meisters, und ohne Wanken und ohne Schwanken, instinktiv geht er den richtigen Weg, der ihn zur Originalität führen sollte. Er sucht nicht weitab oder in fremden Ländern seine Motive, sondern er malt, was er sieht: Fast vor den Toren Berlins findet er die Sujets für die Werke, welche seinen Namen in der Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei unsterblich machen werden ...

Es ist Leistikows unvergänglicher Verdienst, den Stil gefunden zu haben für die Darstellung der melancholischen Reize der Umgebung Berlins ... Ein Künstler, dem gelungen, daß wir die Natur mit seinen Augen sehn, hat sich ausgelebt. Er hat sein Ideal erreicht: uns zu überzeugen.“

Walter Leistikow wird auf dem städtischen Friedhof an der Bergstraße in Steglitz beigesetzt. Seine Bilder, die einst so viel Aufsehen erregten, gehören heute zu den großen anerkannten Kunstwerken in vielen Museen.

„Bilde Künstler, rede nicht, pflegen sie (die Kunstkritiker, d. Verf.) den schreibenden Malern und Bildhauern warnend zuzurufen, indem sie dabei wunder glauben, wie gebildet und sarkastisch sie selbst sind ...“, monierte Lovis Corinth in seinem Buch über das Leben des Freundes Walter Leistikow. Und Corinth hat sich tatsächlich, ähnlich wie Leistikow, kaum an diese Mahnung gehalten. Er schrieb fürs Feuilleton verschiedener Zeitungen, veröffentlichte ein Lehrwerk „Über das Erlernen der Malerei“ und schilderte sehr anschaulich sein eigenes Leben.

Mit dem Buch „Das Leben Walter Leistikows – Ein Stück Berliner Kulturgeschichte“ (1910 / 2000) legte der Maler Corinth schließlich ein äußerst farbiges Erinnerungsbuch für den viel zu früh verstorbenen Freund vor. Dieses Dokument einer Künstlerfreundschaft gewinnt nicht zuletzt durch die Nähe des Verfassers zu seinem „Hauptdarsteller“. Eine unerschöpfliche Quelle für alle, die sich für die Kunst zu Beginn des 20. Jahrhunderts begeistern können.

Walter Leistikow wurde am 24. Oktober 1865 in Bromberg geboren. Ersten Zeichenunterricht erhielt er bereits in seiner Vaterstadt. Mit 17 Jahren zog er nach Berlin, als Aspirant an die Hochschule für die bildenden Künste. Nach einem halben Jahr wurde er jedoch als talentlos (!) zurückgewiesen.

Leistikow ließ sich allerdings nicht entmutigen, war es doch sein größter Wunsch, Maler zu werden. Schon als Kind soll er zu seiner Mutter gesagt haben: „Nur einen Tag Maler sein und dann sterben“ (Zitat nach Corinth).

Er nahm Privatunterricht bei Hermann Eschke und bei Hans Gude. 1886 beteiligte er sich erstmals am Berliner Salon. 1887 dann begegnete er Lovis Corinth in Berlin. Doch erst 1890 lernten die beiden Künstler sich bei einem Aufenthalt Leistikows in Königsberg besser kennen. Corinth: „Unsere Bekanntschaft wurde dann zu einer Freundschaft, die nur mit seinem Tode aufgehört hat, gegenseitig zu wirken.“

Eine zentrale Rolle spielte der Bromberger bei der Gründung der Berliner Sezession, wenn auch Corinths Darstellung, die Ablehnung eines Bildes von Leistikow durch die Jury der Großen Berliner Kunstausstellung sei der Grund für dieses Engagement gewesen, heute nicht mehr unkritisch hingenommen werden kann.

So existieren Belege dafür, daß nicht Leistikow, sondern heute nahezu unbekannte Künstler die Initiative zur Gründung der Sezession ergriffen haben, wie Reimar F. Lacher in seinem Nachwort zu der Leistikow-Biographie schreibt.

„Die Berliner Kunstgeschichte“, so Lacher, „kann ohne Walter Leistikow nicht geschrieben werden. In der über die Region hinausreichenden Sicht paßt sich sein Werk in die Landschaftskunst seiner Zeit ein, die im Spannungsfeld zwischen Naturalismus, Impressionismus und Jugendstil eine Hochblüte trieb.“

Seine Bilder „imaginieren Landschaft als Ausdruck von Sehnsucht und bieten dabei doch die Vision von Harmonie, die Aufhebung der Sehnsucht. Sie verbildlichen Schwermut und gleichzeitig Trost. Vielleicht ist es dieses Unbegreifliche, was Leistikows künstlerischen Rang am besten belegt.“



Walter Leistikow: Grunewaldsee oder Schlachtensee (Öl, ohne Jahrgang) Foto: wikimedia



Kulturnotizen

Porzellan

Flensburg – Seit Marco Polo um 1300 das erste chinesische Porzellan nach Europa brachte, versuchten die Europäer, das Geheimnis der Porzellan-Herstellung zu entschlüsseln. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts gelang es Johann Friedrich Böttger, das erste europäische Porzellan zu produzieren. Mit ihm entstand 1710 in Meißen die erste Porzellanmanufaktur, die Weltgeltung erreichte. Jahrzehntelang konnte Meißen sein Geheimnis bewahren, erst Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden Manufakturen in Berlin, Fürstenberg, Nymphenburg oder Kopenhagen. Im Studio des Heinrich-Sauermann-Hauses präsentiert der Museumsberg Flensburg vom 3. August bis 9. Oktober, dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, aus eigenen Beständen ausgewähltes Porzellan berühmter Manufakturen aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Charakterbilder

Kleinsassen – Charakter-Bilder zeigt der Schauspieler und Maler Armin Mueller-Stahl in einer Ausstellung der Kunststation Kleinsassen in 36145 Hofbieber-Kleinsassen (Rhön) dienstags bis sonntags von 13 bis 18 Uhr, Eintritt 4 / 2 Euro, bis 21. August.

Jubiläum

Schweinfurt – Die Jubiläumsausstellung mit Werken von Carl Spitzweg und Wilhelm Busch im Museum Georg Schäfer in Schweinfurt, Brückenstraße 20, (wir berichteten) ist neben den regulären Öffnungszeiten (dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr) ab sofort auch sonnabends von 10 bis 20 Uhr geöffnet.

Sommerfarben

Berlin – Die Galerie Barthelmess & Wischnewski, Giesebrechtstraße 10, Ecke Kurfürstendamm, zeigt unter dem Titel „Die Farben des Sommers“ montags bis freitags von 10 bis 13 Uhr sowie von 14.30 bis 18.30 Uhr, sonnabends von 11 bis 15 Uhr Gemälde verschiedener Künstler. Zu sehen sind unter anderem Arbeiten von Christian Rohlfs, Elisabeth Büchsel und Bruno Bielefeld.

Mit Objektiv und Gummiball

»Die Riess« wird in Berlin mit einer Ausstellung ihrer Fotografien geehrt

Von Helga Steinberg

Es ist kaum vorstellbar, welch eine Kluft zwischen dem Leben einer von der Gesellschaft geschätzten Fotografin im Berlin der 1920er Jahre und dem einer hungerleidenden jüdischen Emigrantin in Paris lag. Erleben mußte dies eine Frau, die in ihrer Glanzzeit nur unter ihrem Nachnamen bekannt war: die Riess. Einst gefeiert von Literaten wie Gerhart Hauptmann und Kunstmagnaten wie Alfred Flechtheim, mußte sie im Exil erleben, daß kaum einer sich um sie kümmerte. Ja, selbst ihr genaues Todesdatum ist unbekannt. Es wird angenommen, daß sie Mitte der 1950er Jahre in Paris starb. Wenn man auch wenig über die letzten Jahre der Riess weiß, so ist ihre Glanzzeit doch so ausreichend dokumentiert, daß eine Ausstellung zustande kam. „Das verborgene Museum“, das sich um Kunst von Frauen bemüht, gibt derzeit in der Berlinischen Galerie einen Einblick in Leben und Werk der Gesellschaftsfotografin.

Geboren wurde Frieda Riess 1890 als Tochter einer jüdischen Familie in Czarnikau, Provinz Posen. Nach einer Lehre bei dem Bildhauer Hugo Lederer in Berlin und einer Ausbildung als Fotografengehilfin in der Photographischen Lehranstalt des Lette-Vereins eröffnete sie noch während des Ersten Weltkriegs ein Fotoatelier am Kurfürstendamm, Berlins erster Adresse, mit dem legendären Romanischen Café in Sichtweite und den Räumen der Berliner Sezession gegenüber. Der Erfolg blieb nicht aus. Kaum einer der Prominenten, den die Riess nicht „vor die Linse bekam“. Mit der Zeit entwickelte sie eine eigene Handschrift: Sie arbeitete mit weichzeichnenden Effekten in feinsten Grauabstufungen und kombinierte diese mit modernen Ansichten sowie Aus- und Anschnitten. Kurz, sie machte mit Objektiv und Gummiball Kunst, wie Alfred Flechtheim es ausdrückte.



Riess: Selbstbildnis mit Papagei (1922) Foto: Ullstein

Die Ausstellung „Die Riess. Fotografisches Atelier und Salon in Berlin 1918–1932“ in der Berlinischen Galerie, Alte Jakobstraße 124-128, 10969 Berlin, ist täglich außer dienstags von 10 bis 18 Uhr zu sehen, Eintritt 6 / 3 Euro, bis 20. Oktober.

Kafka einfach?

Leben und Werk eines schwierigen Dichters

Von Ingolf Herrmann

Der Trubel um Franz Kafka hat sich mittlerweile gelegt. Trubel? Nun ja, schließlich gedachte man seines 125. Geburtstages am 3. Juli. Grund genug zu feiern, sollte man meinen. Bei (fast) jedem anderen Schriftsteller wäre das wohl auch der Fall gewesen. Bei Franz Kafka aber fanden sich nur die ausgewiesenen Literaturkenner bereit, Lobeshymnen anzustimmen. Kafka ist schließlich keine leichte Kost, wie sie heutzutage bevorzugt wird. Kafka ist schwerverdaulich, macht darüber hinaus auch noch depressiv, wie Menschen gestehen, die sonst durchaus auch einmal zu einem „guten“ Buch greifen. Bewunderung und Ratlosigkeit bleiben jedoch bei so manchem Leser zurück, hat er sich den Romanen oder Erzählungen Kafkas zugewandt. Das will Peter Höfle mit seinem bei Suhrkamp herausgekommenen Buch **„Einfach Kafka“** (Suhrkamp Taschenbuch 3972, Frankfurt / Main 2008, 345 Seiten, brosch., 7 Euro) ändern. Einführende Erläuterungen zu den einzelnen Texten erlauben einen leichten Einstieg, auch sind sie in die Biographie des Dichters integriert, so daß ganz nebenbei das Leben dieses rätselhaften Mannes abgespult wird.

Wo Kohlensäure aus dem Boden schießt

Bad Neuenahr: Ein königlicher Kurort wird 150 Jahre alt

Von UTA BUHR

Salus per aquam – im Wasser liegt Heilung! Wer verstand mehr von den heilenden Kräften des Thermalwassers als die Römer der Antike! Ohne ihre den Organismus stärkenden Baderituale wären die Legionäre des Imperium romanum auf ihren Eroberungszügen lange nicht so erfolgreich gewesen, behaupten manche. Seit ein paar Tagen genießt Rena S. die „Sinfonie der Sinne" in vollen Zügen. Dieses Neuenahrer Wohlfühlprogramm ist für die Lateinlehrerin aus Berlin ein Labsal für Körper und Seele: „Anwendungen mit Thermalwasser, Massagen und raffinierte kosmetische Behandlungen – einfach himmlisch", schwärmt sie. Eingebettet in eine zauberhafte Landschaft nur einen Steinwurf entfernt vom Rotweinwanderweg hoch über der Ahr – dem nördlichsten Rotweinanbaugebiet der Welt – zählt Neuenahr zu den meistbesuchten Heilbädern Deutschlands.

Die Geschichte des Bades, das sich mit dem Attribut „Royal Spa of Europe" schmücken darf und am 28. Juli dieses Jahres sein 150jähriges Bestehen feiert, liest sich wie ein Märchen, in dem eine gütige Fee ihre Hand im Spiel hatte. Mitte des 19. Jahrhunderts verdorrten die Weinstöcke urplötzlich an einer bestimmten Stelle zwischen den Orten Wadenheim und Heppingen. Kohlensaures Gas entströmte dem Boden und minderte die Traubenernte.

Georg Kreuzberg, seines Zeichens Weinhändler aus Ahrweiler und Besitzer des betroffenen großen Weinbergs, hatte eine zündende Idee: Über einen Stollen sollte die Kohlensäure abgeleitet werden. Bei der Grabung wurde eine Quelle mit säuerlichem Mineralwasser entdeckt, die 22 Grad warm aus dem Boden schoß.

Bereits 1852 trat das Apollinaris Tafelwasser – als „Queen of Table Waters" besonders von den Engländern geschätzt – seinen Siegeszug durch Europa und später rund um den Erdball an. Im Jahre 1872 wurden bereits acht Millionen Krüge mit dem köstlichen Naß in alle Welt versandt. „Aber es kam noch viel besser", erzählt ein Alteingesessener in einer der urigen Weinlauben in Ahrweiler.

„Gase wurden wenig später in einigen Kellern des Dorfes Beul – dem heutigen Bad Neuenahr – entdeckt." Der Weinhändler Kreuzberg, inzwischen gut beraten von Bonner Gelehrten Professor Gustav Bischof, stellte mit Erstaunen fest, daß er eine Goldader geöffnet hatte. Ein stark kohlesäurehaltiges, „blutwarmes", alkalisches, an Kochsalz armes Wasser sprudelte aus dem Boden. Unter Führung des findigen Geschäftsmannes Georg Kreuzberg wurde ein Heilbad geplant nach dem Vorbild berühmter Orte wie Baden-Baden, Oeynhausen, Lippspringe und Wildungen. Die Finanzierung erwies sich zunächst als schwierig. Nachdem jedoch eine Summe von 500 000 Talern zur Verfügung stand und Kreuzberg zum Direktor einer Kommanditgesellschaft ernannt worden war, konnten die Arbeiten beginnen.

Am 28. Juli 1858 war es endlich soweit. Die Einweihungsfeierlichkeiten wurden mit großem Pomp vollzogen. Denn keine Geringere als Prinzessin Augusta von Preußen, die spätere erste deutsche Kaiserin an der Seite Wilhelms I., fungierte als Taufpatin der „Augustenquelle". Die Chronik berichtet, daß „schon am Morgen des damaligen Mittwochs sich eine große Menschenmenge von auswärts auf rasselnden Karossen, einfachen Landfuhrwerken, Leiterwagen und Karren sowie zu Fuß über die Hauptstraße des Ahrtales nach dem Dorfe Beul am Fuße des Berges Neuenahr begab, wo in fieberhafter Arbeit während der letzten acht Tage eine ‚möglichst geordnete' Feststätte entstanden war und künstliche Gärten, Ehrenpforten und Fahnenschmuck einen noch unfertigen Zustand verdeckten." Dennoch, Prinzessin Augusta sah gnädig über alle Unzulänglichkeiten hinweg und erfüllte ihren Part mit königlicher Würde: „Nachdem die Quelle eingesegnet war, goß Augusta ein daraus gefüllte Schale langsam in die Quelle und verlieh ihr damit den Namen Augustenquelle." Eine Urkunde wurde unterzeichnet, die feierlich im Kurhaus von Bad Neuenahr verwahrt wird.

Nach dem Besuch der königlichen Hoheit brach das goldene Zeitalter für den Ort an. Der deutsche Erb- und Geldadel strömte herbei, um in den heilenden Wassern Neuenahrs zu kuren und den „Großen Sprudel" zu bewundern, dessen kraftvoller Strahl auch heute noch in ein großes rundes Bekken zischt. „Auch Anno dazumal wurden hier Stoffwechselerkrankungen, Magen-Darmleiden, Diabetes sowie Erkrankungen von Leber und Galle behandelt", erklärt ein Badearzt.

„Aber natürlich haben wir unsere Therapieprogramme inzwischen enorm erweitert. Heute verfügen wir über ultramoderne medizinische Einrichtungen." Am Ende des Ersten Weltkrieges lag das Bad danieder. Die ausländischen Gäste blieben aus.

Nur wenige Deutsche konnten sich einen Kuraufenthalt noch leisten. Und während der „Franzosenzeit", als das Rheinland vom übrigen Deutschland praktisch abgetrennt war, verschlimmerte sich die Lage weiter.

„Die größte Katastrophe war natürlich der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges", sagt Kurdirektor Rainer Mertel. „Auch Bad Neuenahr blieb von den Kampfhandlungen nicht verschont." Nur ein Stichwort: Die berühmt-berüchtigte Brücke von Remagen, um die eine erbitterte Schlacht tobte, liegt gerade einmal zehn Kilometer von Bad Neuenahr entfernt. Hotels und Kuranlagen wurden in Lazarette und Krankenhäuser umfunktioniert.

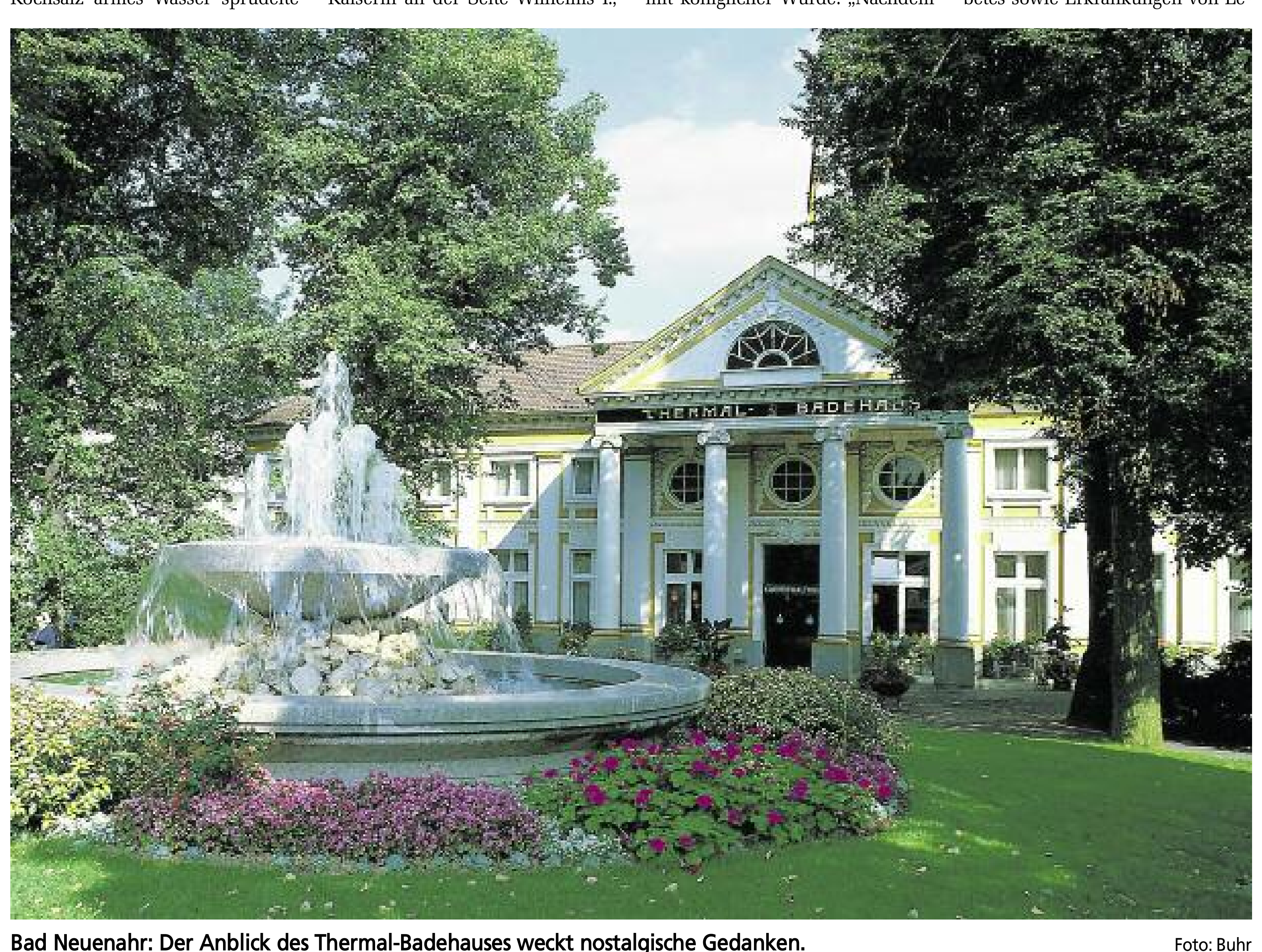
Die Wende kam 1948 im Gefolge der Währungsreform. Als am 18. Dezember desselben Jahres die Spielbank ihre Pforten in den Räumen des Kurhauses öffnete, stieg Bad Neuenahr auf wie Phönix aus der Asche und avancierte schlagartig zum „Partytreff" der Bonner Republik.

Legendär waren die Pressebälle, auf denen sich die Prominenz aus Film und Politik ein Stelldichein gab. Hier sah man Hildegard Knef am Arm von Erich Ollenhauer, Romy Schneider im Schlepptau von Mutter Magda sowie ehemalige Ufastars wie Willy Fritsch und Lilian Harvey Walzer tanzen. „Tempi passati", lacht der Barmann in der Spielbank, „heute tanzen die Promis auf dem glatten Berliner Parkett."

Bad Neuenahr hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte von Grund auf erneuert, ohne jedoch den Charme der Gründerzeit einem ausufernden Zeitgeist zu opfern.

Das von ionischen Säulen flankierte Thermal-Badehaus weckt nostalgische Gefühle. Die Maxime, Traditionen zu wahren und gleichzeitig neue Wege zu beschreiten, hat Neuenahr letztlich den Titel eines „Royal Spa", eines wahrhaft königlichen Bades, eingebracht.

Herzlichen Glückwunsch zum 150. Geburtstag!



Bad Neuenahr: Der Anblick des Thermal-Badehauses weckt nostalgische Gedanken. Foto: Buhr

Korsett der Konventionen gesprengt

Biographien bedeutender Frauen aus acht Jahrhunderten in einem Buch zusammengefaßt

Von SILKE OSMAN

Anfang Juli wurde der Geburtstag eines Gesetzes gefeiert, das heute eine Selbstverständlichkeit regelt: das Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau. 50 Jahre wurde es alt. Doch erst seit 1977 darf die Frau ohne Einverständnis ihres Mannes erwerbstätig sein. Seit dem selben Jahr gilt das Partnerschaftsprinzip, nach dem es keine gesetzliche Aufgabenteilung in der Ehe mehr gibt. So viele Errungenschaften der neueren Zeit sind für junge Frauen von heute selbstverständlich. Kaum eine denkt daran, daß über Generationen hinweg um diese Selbstverständlichkeit gerungen wurde. Immer wieder haben Frauen sich in der Geschichte für die Gleichberechtigung eingesetzt, haben für ihre Rechte, für die Freiheit gekämpft, indem sie anderen vorlebten, wie es sein könnte.

„Jeder arbeitet wie er kann. Ich bin einverstanden damit, daß meine Kunst Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der die Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind. Viele fühlen jetzt die Verpflichtung, wirken und helfen zu wollen, aber mein Weg ist klar und einleuchtend; andere gehen unklare Wege ..." Diese Worte der Königsbergerin Käthe Kollwitz (1867–1945) umreißen knapp und klar das Lebensmotto, nach dem die Künstlerin einst angetreten ist. „Wirken" in ihrer Zeit, klare Wege gehen wollten auch viele andere Frauen im Laufe der Jahrhunderte. Einige sind in die Geschichte eingegangen, andere – und das ist der weitaus größere Teil – sind im Dunkel der Vergessenheit verschwunden.

Geschichte wird meist von Männern geschrieben, sagt man, und die sehen die Leistungen so mancher Frauen als nicht besonders erwähnenswert an. Verschwindend gering ist demnach der Frauenanteil in den Geschichtsbüchern. Diese Lücke erkannt – und geschlossen – zu haben ist das Verdienst der jungen Historikerin Eva Wodarz-Eichner. Sie hat in fast zweijähriger Arbeit am Mainzer Ludwig Petry-Institut für ostdeutsche Forschungen an der Universität Mainz eine Sammlung von mehr als 200 Kurzbiographien von Frauen zusammengetragen, deren Wiege in Ostdeutschland stand und die einen nicht unerheblichen Anteil an der deutschen Geschichte haben.

Eine Auswahl von 52 hat die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen im Jahr 2000 herausgebracht. Nun ist die zweite, erweiterte Auflage des Titels „Ich will wirken in dieser Zeit ..." (360 Seiten, zahlr. Abb., geb., 16,80 Euro; zu beziehen über Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn) erschienen. Dieses Mal sind im Gegensatz zur ersten Auflage erfreulicherweise auch Porträts der meisten der vorgestellten Frauen zu finden, so daß der Leser sich im wahrsten Sinn des Wortes ein Bild machen kann von den mutigen und begabten Frauen.



800 Jahre deutscher Geschichte gleiten an dem Leser vorüber. Die bunte Palette der Biographien reicht vom hohen Mittelalter bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Patronin Schlesiens Herzogin Hedwig (1174/78–1243) ist ebenso vertreten wie die Fliegerin Hanna Reitsch (1912–1979). In sehr anschaulich und lebendig geschriebenen Texten stellt Eva Wodarz-Eichner die Leistungen der Frauen aus dem deutschen Osten vor. Fürstinnen oder Schauspielerinnen und Künstlerinnen haben ebenso Aufnahme gefunden wie Salondamen und Frauenrechtlerinnen.

Bei den in Ost- oder Westpreußen geborenen oder dort wirkenden Frauen findet man Namen wie Dorothea von Montau (1347–1394), die Mystikerin Altpreußens, die heilkundige Landesmutter Herzogin Dorothea von Preußen (1504–1547), die Pastorengattin Anna Neander (1615–1689), besser bekannt als Ännchen von Tharau, die Dichterin Gertrud Moller (1637–1705), die Astronomin Catharina Elisabeth Hevelius (1647–1693), die Schriftstellerin Luise Adelgunde Gottsched (1713–1762), Gräfin Caroline von Keyserlingk (1727–1791), einst geschätzter Mittelpunkt des geistigen Königsberg, die Theaterdirektorin Johanna Caroline Schuch (1739–1787), die Schriftstellerin und Mutter des Philosophen Johanna Schopenhauer (1766–1838), die „Femme Scandaleuse" Johanna Motherby (1783–1842), die Schriftstellerin und Frauenrechtlerin Fanny Lewald (1811–1889), Ida v. Kortzfleisch (1850–1915), sie gründete die Landwirtschaftlichen Frauenschulen, Elisabet Boehm (1859–1943), die Gründerin der deutschen Landfrauenbewegung, die Dichterin Agnes Miegel (1879–1964) und natürlich Käthe Kollwitz, deren Lebensmotto dem Buch den Titel gab.

Sie alle sprengten das enge Korsett der Konventionen. Ausführliche Literaturangaben am Schluß jeder Biographie regen zum Weiterlesen an.

MELDUNG

Ängste im Alter

Erlangen – Bis ins hohe Alter müssen wir lernen, zwischen diffusen Ängsten und konkreten Zukunftssorgen zu unterscheiden. Denn wenn unsere Gedanken zum Beispiel ganz allgemein um Themen wie Krankheit oder Tod kreisen, lähmt uns das meist nur. „Man kann aber versuchen, sich mit möglichst faßbaren Problemen zu beschäftigen", sagt Professor Frieder R. Lang, Direktor des Instituts für Psychogerontologie der Uni Erlangen-Nürnberg. Dann überlegt man beispielsweise ganz gezielt, wie man mit seiner nachlassenden Gedächtnisleistung umgehen kann. Vielleicht läßt es sich verlangsamen, etwa indem man sich mehr bewegt oder ausgewogener ernährt. Eine wichtige Sorge von älteren Menschen betrifft das eigene Sterben. „Hierbei geht es meist weniger um die Angst vor dem Tod als vielmehr um die fehlende Selbstbestimmung in der Zeit davor", so Lang. Konkrete Überlegungen und planvolles Handeln seien hier wichtig. So sei es empfehlenswert, eine Betreuungsverfügung, eine Vorsorgevollmacht oder eine Patientenverfügung aufzusetzen. *ddp*

Wenn der Himmel zur Hölle wird

Außer Spesen nichts gewesen: Auswanderer finden selten das gesuchte Paradies

Von Joachim Feyerabend

Der Auswanderer Jörg Redepenning besteigt im September dieses Jahres schweren Herzens sein Flugzeug zurück in die Heimat. Erst Anfang 2008 hatte der ehemalige Arbeiter mit dem Hobby Spezialist für Schlangen seinen Job aufgegeben und war mit einer Firmenabfindung auf die Philippinen ausgewandert. Dort erwartete ihn seine Urlaubsbekanntschaft, eine verheiratete, aber getrennt lebende Filipina. Unter tropischer Sonne wollte der Deutsche ein neues Glück wagen.

Doch es kam anders. Vom Flughafen holte ihn nicht nur die Braut in spe ab, sondern auch deren Ehemann. Der Grund war schnell klar: Der Gatte verlangte für die „unziemliche“ Liaison ein paar tausend Euro. Und nicht genug, wenig später tauchte auch der Vater der Dame auf, ein Pastor gar, und forderte noch mehr Euro. Andernfalls könne er die ehebrecherische Verbindung auffliegen lassen. Mehrfach wechselte Redepenning den Wohnsitz, doch die äußerst geldgierige Verwandtschaft seiner Flamme hatte ihn bald ausgespäht. Die Kosten zehrten sein Kapital auf, und er konnte zum Schluß nur noch froh sein, daß er ein gültiges Rückflugticket besaß. In vielen anderen Fällen müssen die deutschen Botschaften den Preis für das Ticket erst einmal vorstrecken. Dazu wenigstens sind sie nach dem Konsulargesetz verpflichtet.

Redepenning ist beileibe kein Einzelfall. Sehr oft verwandelt sich der erträumte Himmel in eine persönliche Hölle. Allein aus der philippinischen Provinz Batangas kehrten in den letzten zehn Jahren etwa 80 Prozent der Neuzuzügler entnervt und ihres Vermögens bar in die Heimat zurück. Außer Spesen nichts gewesen. Und was bei einem vorausgegangenen Urlaub so schwerelos, romantisch ausgesehen hatte, stellte sich in der Wirklichkeit des Alltags schnell als unüberwindliche Hürde heraus.

Rund 165 000 Deutsche kehrten 2007 der Bundesrepublik den Rükken. Zu hohe Steuern und Abgaben, steigende Preise, zuviel Bürokratie und drohende Arbeitslosigkeit werden gerne als Gründe für den Exodus genannt. Doch viele der Emigranten sprechen nicht einmal die Landessprache ihres Traumziels und nicht einmal genügend Englisch, um sich ausreichend zu verständigen. Schwierige Visabestimmungen, hohe Kosten für den begehrten Daueraufenthalt, eine fein verästelte Korruption vor allem in Drittweltländern mit bestechlichen Richtern, örtliche Tabus, oft unklare Rechtsverhältnisse beim Hauskauf oder -bau, die andere Mentalität, die ungewohnte Küche, betrügerische „Helfer“ oft deutscher Herkunft, die eigene, gern geübte deutsche Rechthaberei und Überperfektion, Bettelei von allen Seiten sowie mangelnde und teure medizinische Versorgung machen ihnen das Leben schwer. Und es hieß nicht umsonst schon bei den Auswanderern unter Kaiserin Maria Theresia nach Ungarn oder zum Zaren an die Wolga: „Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot.“



Mit gepackten Koffern: Viele Auswanderer erhoffen sich im Ausland ein besseres Leben. Foto: ddp

Dazu kommt die tägliche Furcht vor Entführungen, Kriminellen, Geld fordernden Untergrundorganisationen – ob es sich dabei um Südafrika, Paraguay, Brasilien, Jamaika, Haiti oder die Philippinen handelt, die Angst wohnt mit, oft in Bungalows hinter hohen stacheldrahtbewehrten Zäunen, mit Alarmanlagen und Wachhunden sowie einem undurchschaubaren Personal. In einigen Staaten, wie neuerdings verstärkt Namibia, werden zudem die Forderungen nach „Rache“ an den ehemaligen Kolonialisten immer lauter. Es drohen Sabotage, Überfälle, Enteignungen. So spricht die Regierung des ehemals deutschen Schutzgebiets Namibia vom grausamen Herrn Simbabwes, dem Diktator Mugabe, als „unser Bruder“.

Selbst in den begehrten Regionen des Nordens, etwa in Kanada und Skandinavien, wird die Einwanderungsfreude oft ebenfalls gedämpft. Denn auch hier ist nicht alles Gold, was glänzt, und mancher sieht sich Anpassungsschwierigkeiten gegenüber, die den Problemen in der heimischen Republik in nichts nachstehen. Auch hier gilt, eine umfassende Information, Kenntnis der Sprache und Landesbräuche sind unabdingbar, wenn denn alles so schön laufen soll, wie es so manche derzeitige Fernsehsendung glaubhaft machen will. Und auch von dort kehren deshalb schon bald zurück.

Wie viele genau, bleibt im Dunkeln. Keiner will sich gerne auf das „Versagen“ ansprechen lassen.

Es ist eben doch nicht leicht, vom Tellerwäscher zum Millionär zu avancieren.



MELDUNGEN

Kirchen fusionieren

Lübeck – Die drei Kirchenleitungen von Nordelbien, Mecklenburg und Pommern haben den Vertragsentwurf für die beabsichtigte Fusion vorgestellt. Die drei Landeskirchen haben zusammen 2,4 Millionen Mitglieder. Die gemeinsame Kirche soll 2012 gegründet werden. Der Vertrag sieht zunächst vor, daß die drei Kirchen einen Verband gründen, der eine Verfassung erarbeiten und beschließen soll. Dazu werden eine gemeinsame Kirchenleitung und eine verfassunggebende Synode gebildet, der insgesamt 156 Mitglieder angehören werden. Diese soll am Reformationstag 2010 zu ihrer konstituierenden Sitzung zusammenkommen. Der Beschluß über den Vertrag ist für die Frühjahrssynoden 2009 vorgesehen. *idea*

Ratgeber Patientenrechte

München – Nicht der Arzt entscheidet über die Art und Weise der Behandlung. Das sollten Patienten wissen, bevor sie sich einem Mediziner anvertrauen. Bevor dieser Skalpell, Herzkatheter oder Ultraschallgerät einsetzt, muß sein Patient in die Behandlung einwilligen. Solche und andere Rechte und Pflichten in Arztpraxis und Krankenhaus beschreibt der Jurist Steffen Thoms in „Patientenrecht – Ihre Rechte vom Beginn bis zum Ende des Lebens“. Thoms ist Rechtsanwalt in München und auf Medizinrecht spezialisiert. In seinem Ratgeber widmet sich der Autor wichtigen Bereichen des Patientenrechts, darunter Rechte am Beginn des Lebens, Leistungen der Krankenkassen, Behandlungsfehler oder Zahnersatz. Ein Problem ist nach Angaben des Autors, daß es in Deutschland noch kein zusammenhängendes Patientenschutzgesetz gibt. Für umfangreichere Recherchen bietet er eine kurze Liste mit Literaturempfehlungen und Internetlinks. *ddp*

Kirchenfürst »zum Anfassen« entmachtet

Serbien: Der schwerkranke Patriarch Pavle wurde abgesetzt

Von Wolf Oschlies

Hat die Serbische Orthodoxe Kirche (SPC) seit dem 17. Mai noch einen Patriarchen oder nicht? Amtsinhaber Pavle liegt seit Ende 2007 krank in der Belgrader Militär-Medizinischen Akademie, und gestützt auf den Artikel 62 der Kirchenverfassung übernahm die Synode der höchsten SPC-Geistlichen „alle Macht, Verpflichtungen und Kompetenzen des serbischen Patriarchen“. Das war legal, jedoch in vieler Hinsicht unüberlegt. Die SPC ist laut Umfragen die „glaubwürdigste Institution Serbiens“, wozu Patriarch Pavle – geboren 1914, seit 1990 im Amt – sie gemacht hat. Dazu verhalf ihm nicht so sehr die Machtfülle des Oberhirten einer orthodoxen Nationalkirche, vielmehr seine Bescheidenheit und menschliche Direktheit.

Seit Monaten fehlt den Belgradern der „Patriarch per Pedomobil“, also Pavle, der frühmorgens zu Fuß und gestützt auf seinen Patriarchenstab Brötchen einkaufte. Sie haben ihn im Bus oder Zug neben ihm gesessen, wenn er zu irgendeinem Treffen fuhr und mal wieder seinen Dienstwagen samt Chauffeur vergessen hatte, sich auf der Straße begeistert um ihn geschart, Studenten gar mit „Pavle-Pavle“-Sprechchören, wenn er zum x-ten Mal seine Begleitung verloren hatte, um mit seinen Belgradern zu reden. Bei diesen hat er ein Image, wie es auch beste PR-Berater nicht schaffen könnten – als Priester, der seine einfachen Speisen selber zubereitet, seine Wäsche besorgt und seine Schuhe selber besohlt, als Hausherr des prächtigen Patriarchatsgebäudes, in dem er not-

Er holte sich seine Brötchen selbst

falls Jalousien, defekte Schlösser oder sogar den Lift reparieren kann und nach Dienstende vergessene Lampen ausknipst: Die Liste seiner handwerklichen Fertigkeiten ist sagenhaft lang, alle erworben als junger Mönch in einsamen Klöstern, der sich im „Do it yourself“-Verfahren materielle und geistige Unabhängigkeit erarbeitete. Ein Kirchenfürst „zum Anfassen“, den niemand einfach entmachten sollte, dem es um die Stellung der Kirche im Volk zu tun ist.

Die SPC wurde 1219 von dem Heiligen Sava begründet, Pavle ist ihr 44. Patriarch. Das nationale Wesen der Kirche ist vor allem in ihrer Theologie vom Kreuz erfaßt: Die horizontale Achse bildet die „krsna slava“ (Kreuzesfeier), die ein einigendes Band um alle Serben schlingt – die vertikale Achse repräsentiert das „nebeski narod“ (himmlische Volk), das 1389 in der Schlacht auf dem Amselfeld sein irdisches Reich verlor und seither an ein Sonderverhältnis der Serben zu Gott glaubt.

Offizieller Sitz des serbischen Patriarchats ist das kosovarische Pec, was Pavle, von 1957 bis 1990 Bischof des Kosovo, auf eine eigenwillige Art, die der Verkehrspolizei Schrecken einjagt, ständig in Erinnerung ruft: Häufig bricht er nach der Frühliturgie in Belgrad auf, läßt sich über rund 600 Kilometer in halsbrecherischem Tempo nach Pec fahren, wo er rechtzeitig zur Spätliturgie eintrifft – meist direkt aus dem Auto zum Altar. Gerade bei ihm ist die Aussage „Kosovo – Wiege des Serbentums“ keine Phrase, und noch Ende April rief er zum orthodoxen Osterfest alle Gläubigen auf, die „Zugehörigkeit des Kosovo zu Serbien zu verteidigen“.

Eine orthodoxe Kirche wie die serbische ist stets von der „cäsaropapistischen“ Vereinnahmung durch weltliche Regime gefährdet – solange sie kein Oberhaupt wie Pavle hat. Zum 15. Jahrestag seines Patriarchats hat die junge Historikern Radmila Radic, die die Milosevics Diktatur in Berlin überstand, 2005 eine umfangreiche Biographie Pavles veröffentlicht, die nochmals an dessen Männermut vor Herrscherthronen erinnerte.

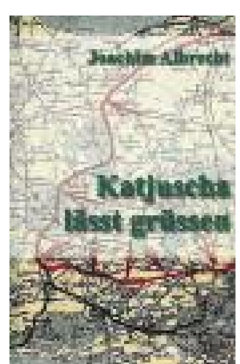
Im Bürgerkrieg der 1990er Jahre durchlebten die SPC und ihr Patriarch eine schwere Zeit: Aus Bosnien und Kroatien wurden Hunderttausende Serben vertrieben, deren Priester kriegerische Vergeltung forderten. In Belgrad übte sich Milosevic in hemmungsloser Demagogie, der viele Serben anheimfielen. In Kroatien und Bosnien wüteten serbische Freischärler, die den Patriarchen als ihren „Oberbefehlshaber“ bezeichneten. Anfangs wollte der Patriarch mit allen „im Dialog“ bleiben, aber Ende 1996 verdammte er in seinem Buch „Molitve i molbe“ (Gebete und Bitten) massiv die Betrügereien und militärischen Abenteuer Milosevics und stellte sich mit der gesamten SPC auf die Seite seiner Gegner. Das machte ihn zum Idol vieler Serben, die ihn 1999 gern als Staatsoberhaupt gesehen hätten. Am 23. Juli 1999 traf er in Pristina Bundeskanzler Schröder und machte ihn auf die bedrängte Lage der Serben im Kosovo aufmerksam. Schröder glaubte das nicht, rückte spontan aber eine größere Summe zum Wiederaufbau zerstörter serbischer Kirchen heraus.


Patriarch Pavle Foto: privat

Nach dem Sturz Milosevics Ende 2000 hätten die neuen demokratischen Machthaber es gern gesehen, wenn Pavle Papst Johannes Paul II. nach Serbien eingeladen hätte. Der Patriarch wollte nicht – in Erinnerung an die engen Beziehungen, die im Zweiten Weltkrieg das kroatische Ustascha-Regime zum Vatikan unterhalten hatte und die am Tod von 700 000 Serben in Kroatien mitschuld gewesen seien.

Dieses Ressentiment hindert den Patriarchen freilich nicht, gute Kontakte zu katholischen Geistlichen in Kroatien und Bosnien zu suchen und den siegreichen Oppositionspolitikern in Serbien volle Unterstützung zu erweisen. Deren charismatischen Führer, den in Deutschland ausgebildeten Zoran Djindjic, nannte er „ein unschätzbares Geschenk für das am Boden liegende Serbien“ und dankte ihm für seine Leistungen für die SPC, vor allem die Vollendung der „Gedenkkathedrale Heiliger Sava“ im Belgrader Stadtteil Vracar.

Djindjic wurde im März 2003 ermordet, in der Kathedrale „Heiliger Sava“ faßten die Kirchenfürsten am 17. Mai den Beschluß zur Entmachtung Pavles. Als Nachfolger bieten sich Amfilohije und Artemije an, Metropoliten in Montenegro und im Kosovo. Aber Pavle will nicht zurücktreten, und Serbien braucht ihn in schweren Zeiten wie den jetzigen. In solchen Momenten erinnern sich die Serben, mehrheitlich eher „laue“ Christen, an ihre Kirche und fragen sich, ob diese nach der Entmachtung Pavles der allserbische Rückhalt bleiben kann.



Rettende Insel

Königsberger über seine Flucht

Nein, so klärt der Autor Joachim Albrecht schon gleich in den ersten Zeilen seines Buches „Katjuscha läßt grüßen“ den Leser auf, Katjuscha sei kein hübsches russisches Mädchen. Es handele sich vielmehr um Splittergranaten, die von einer Lafette abgefeuert würden. Albrechts Lebenserinnerungen beginnen demnach auch im Luftschutzkeller in Königsberg im Januar 1945.

Als die Russen immer näher kommen, flieht der Junge mit Eltern, Bruder sowie Tanten mit Anhang überwiegend zu Fuß aus der umzingelten Stadt. Nur mit Mühe entkommen sie Richtung Pillau der Roten Armee.

Noch keine zwölf Jahre alt, aber trotzdem alt genug, um den Ernst der Lage zu erfassen, stapft Joachim mit seiner Familie verbissen durch den Schnee Richtung Ostsee, in der Hoffnung, dort noch ein Schiff nach Westen zu erreichen.

„Gekrümmt und vor Kälte erstarrt stand ich da, zunächst keines Schrittes fähig ... Auf unsere Frage nach einem Flüchtlingslager wies er uns den Weg rechts von der Straße. Wir gelangten zu einer Turnhalle und hofften auf ein Lager zum Ausstrecken. Vor allem suchten wir Wärme. Beheizt war die Halle, aber unsere Füße befanden sich wieder, wie zuvor im Elenskrug, zwischen Körpern und Gliedmaßen. Es war absolut kein Platz mehr vorhanden. Die Vorstellung einer Sardinenbüchse war hier nicht mehr angebracht. Nicht liegen könnend, sitzend zwischen Gepäckstücken und Pungels war die Turnhalle prall mit Menschen, Koffern und Ballast gefüllt.“

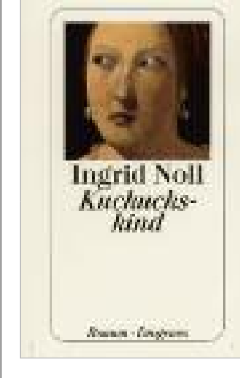
Zwar findet die Familie in der Turnhalle keine Aufnahme, dafür aber etwas später einen Platz auf einem Schiff gen Westen. Nur der desertierte Mann der einen Tante muß mit seinem mitgeflüchteten Kameraden zu Fuß weiter, da ihm bei Festnahme im besten Fall eine Rückbeorderung an die Front gedroht hätte.

Auf Rügen findet die Familie dann vorläufig Aufnahme. Zwar erreicht die Rote Armee auch die Insel, doch zu dem Zeitpunkt hat sie schon so sehr in den zuvor besetzten Gebieten gewütet, daß die Rüganer mit Leib und Leben weitgehend davonkommen. Zudem, so der Autor, legt nicht die im Blutrausch stehende kämpfende Truppe, sondern eher die zivilisierte Nachhut die Insel mit Beschlag. Zwar erlebt der junge Joachim, wie Sowjets seiner Mutter auf offener Straße „Frau komm“ zurufen, als diese dies jedoch ignoriert, lachend davongehen.

Trotz allem war das Überleben unter sowjetischer Besatzung nicht einfach, von dem täglichen Überlebenskampf schreibt Joachim Albrecht detailiert und sprachgewandt.

Am Ende des Buches hält der Autor noch einige Erinnerungen aus friedlicher Kindheit in Ostpreußen bereit, die von Sommerurlaub auf der Kurischen Nehrung bis hin zu Lausbubenstreichen reichen. *R. Bellano*

***Joachim Albrecht: „Katjuscha läßt grüßen“**, BoD, Norderstedt 2008, broschiert, 192 Seiten, 12,90 Euro*



Königin der Boshaftigkeiten

Ingrid Noll begeistert erneut mit dunklem Humor

Zwei Kinder, ein glückliche Beziehung und ein Häuschen mit Garten, das war der Lebensplan der Lehrerin Anja. Doch wie es so ist im Leben, da geht eben nicht immer alles nach Plan. Die Kinder wollten sich nicht einstellen und die Beziehung, besser die Ehe mit Gernot, scheiterte. Kein Wunder, denn Anja konnte es nicht ertragen, ihren Mann mit einer anderen inflagranti erwischt zu haben.

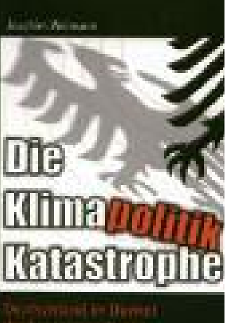
Die Scheidung und das anschließende Leben als Single bekommen ihr nicht allzu gut. Anja verkriecht sich in ihrem „Rattenloch“, wie sie ihre Wohnung nennt, macht nichts mehr aus sich. Nur die Unterhaltungen mit ihrer lebenslustigen Kollegin Birgit bringen ein wenig Licht in ihr Dasein.

Eines Tages jedoch muß Anja feststellen, daß Birgit schwanger ist. Dabei wollte sie doch gar keine Kinder. Und wer ist der Vater? Birgits Ehemann Steffen? Oder gar ihr Ex-Mann Gernot? Anja mischt die kleine Gesellschaft auf, indem sie ihren Verdacht nicht für sich behält.

Drei Vaterschaftstests und zwei Leichen später ist der Leser des neuen Romans von Ingrid Noll schlauer. Mit Humor und mit viel Verständnis für die Tücken des Nestbaus schildert die Autorin in „Kuckuckskind“ die verwickelte Familienkonstellation, denn schließlich gibt es da noch den Schüler Manuel und dessen überaus reizenden Vater Patrick, auf den Anja ein Auge geworfen hat. Im Mittelpunkt aber steht das Baby Victor, das Anja bald in ihr Herz geschlossen hat. „Irgendwie bin ich doch erleichtert. Es war mir stets eine unangenehme Vorstellung, ausgerecht Gernots Söhnchen zu hätscheln und zu versorgen. Jetzt hat Victor zwar einen unbekannten Vater, aber er ist auf jeden Fall Birgits Kind. Damit kann ich ganz gut leben, ja ich verspüre sogar eine gewisse Genugtuung und außerdem ein wenig Mitleid mit meiner früheren Freundin. Sie mußte sich seit Monaten mit der Ungewißheit herumquälen, von welchem Papa ihr Baby abstammen würde. Mit viel Glück konnte es ein kleiner Steffen werden, aber anscheinend hatte sie sich auch mit anderen Männern eingelassen. Mein ganzer Haß, den ich während des letzten Jahres auf Birgit entwickelt habe, verfliegt allmählich, und ich denke an die vielen Stunden, in denen wir gemeinsam gelacht und geal bert haben ...“

Wie Anja schließlich zu einem Haus mit Garten und zu zwei Kindern kommt, das erfährt man in dem neuen Roman von Ingrid Noll. Und wie bei dieser Autorin nicht anders zu erwarten, ist auch „Kuckuckskind“ voller Spannung und kleiner Bosheiten. *SiS*

***Ingrid Noll: „Kuckuckskind“**, Diogenes, Zürich 2008, Leinen mit Schutzumschlag, 340 Seiten, 21,90 Euro*



Die Märkte und das Wetter

Volkswirt versucht, die Klimakatastrophe zu erklären

Es gibt Bücher, die sind lesenswert weil lehrreich, auch lesen sie sich flüssig. Es gibt aber auch solche, die lesen sich flüssig, sind aber überflüssig, ja fast schon ein Ärgernis. Sie locken durch ihre Fassade, doch dahinter ist das Gebälk uralt und morsch, nur verkleistert durch grelle bunte Allerweltstapeten. Glaubt der durch den Titel „Die Klimapolitik Katastrophe – Deutschland im Dunkel der Energiesparlampe“ angelockte Leser, endlich über die Hintergründe einer katastrophalen Klimapolitik aufgeklärt zu werden, so merkt er sehr bald: Ein Volkswirt ist kein Naturwissenschaftler und sollte Fachfragen Fachleuten überlassen, um seine ökonomischen Gebäude nicht auf Treibsand zu bauen.

Wenn der Autor das erste Kapitel überschreibt „Natürlich haben wir ein Klimaproblem“ und sich dann 188 Seiten lang den Kopf zerbricht, wie dieses zu lösen sei, ohne zu sagen und zu wissen, wie „Klima“ definiert wird und was es ist oder nicht ist, dann haben wir ein Problem, ein Wissenschaftsproblem. Gilt beim Handwerker der Satz „Schuster bleib bei deinen Leisten“, so maßen sich Wissenschaftler an, für alles kompetent zu sein. So zeugt es von Arroganz, sich über die desolate staatliche Energiepolitik lustig zu machen und genüßlich den Unsinn vieler Maßnahmen aufzudecken. Doch auch ökonomische Maßnahmen bleiben lustiger Unfug und Unsinn, wenn sie von falschen Sachverhalten ausgehen. Wenn Marktmechanismen das Klima regulieren wollen, dann ist zu fragen: Wann haben jemals Märkte Einfluß auf das Wettergeschehen genommen? Auch wenn man die Klimapolitik, wie gefordert, ökonomischen Grundsätzen unterwirft, den „Kampf um unser Klima“ werden wir nie gewinnen, allein weil sich das Wetter nicht ökonomisch verhält, die Wettergötter absolut unbestechlich sind.

Seit Urbeginn der Menschheit mußte sich der „nackte Affe“ mit dem wechselhaften Wetter herumschlagen, sich ihm fügen, um zu überleben. Kann auch die Wissenschaft die langjährigen Wetterdaten statistisch zu „Klima“ komprimieren, so entsteht dennoch keine neue Naturgewalt namens „Klima“, an der sich der Mensch versündigen und die ihn dafür bestrafen könnte. Diesen Unsinn hätte ein mit den Regeln der Statistik vertrauter Ökonomieprofessor aufdecken müssen, um von der Volkswirtschaft Schaden abzuwenden. Dieser liegt daran, daß der Staat Unmengen an Klimaschutzabgaben und Ökosteuern wider alle Vernunft dem Wirtschaftskreislauf entzieht, gegen alle Regeln einer freien Ökonomie verstößt und langfristig seiner eigenen Volkswirtschaft einen sozialen Schaden ohnegleichen zufügt.

Hätte sich der Autor darüber tiefer gehende Gedanken gemacht, hätte er über die Utopie Klimaschutz geschrieben und sich statt dessen über den ökonomischen Nutzen besserer und zuverlässigerer Wettervorhersagen geäußert, dann wäre er Philosoph geblieben. So haftet ihm der Ruhm eines Marktschreiers an. *W. Thüne*

***Joachim Weimann: „Die Klimapolitik Katastrophe – Deutschland im Dunkel der Energiesparlampe“**, Metropolis-Verlag, Marburg 2008, 189 Seiten, 14,80 Euro*



Machtlos

Mutter über kriminelle Söhne

Es ist wohl der Alptraum einer jeden Mutter, daß eines Tages die Polizei vor der Haustür steht, weil der Sprößling eine Straftat begangen hat. Doch eben so erging es der Autorin Erika Kern.

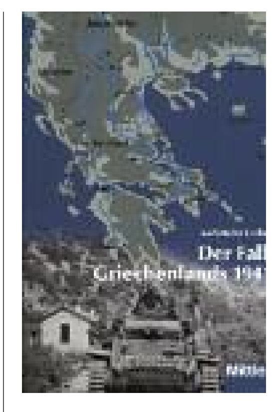
In „Die Zeit meiner Stoßgebete“ schildert sie, wie sich nacheinander alle drei einst so braven Söhne extrem negativ veränderten, so daß sie als Mutter nur entsetzt und zunächst hilflos zuschauen konnte, wie ihre Kinder sich selbst, ihrer Familie und ihrer Umwelt schweren Schaden zufügten.

So zum Beispiel auch, als Erika Kern und ihr Mann sich eines Tages dazu entschlossen, für zwei Tage Freunde zu besuchen, und ihren jugendlichen Kindern als Beweis des Vertrauens erlaubten, allein zu Hause zu bleiben.

Die Katastrophe folgte auf dem Fuße. Am zweiten Tag bekommen sie folgenden Hinweis ihres Ältesten „,Ihr müßt sofort zu Hause anrufen, da ist irgendwas passiert. Andreas liegt im Krankenhaus.‘ ... Eine total aufgelöste Tochter erwartete schon unseren Anruf und erzählte uns, was passiert war: ,Andreas ist gestern bei seiner Freundin gewesen. Er hatte sehr viel getrunken, und es ist zum Streit zwischen ihm und Nadine gekommen. Ihr ist die Sauferei einfach zuviel geworden, und sie hat mit ihm Schluß gemacht und ihn vor die Tür gesetzt.‘ Da stand er dann vor ihrer Haustür und tobte. Anscheinend wurde ihm in diesem Moment seine ganze miese Situation schlagartig klar: Er war abhängig vom Alkohol und seinen Zigaretten, mußte in der Schule zum zweiten Mal die Klasse wiederholen, er hatte da nur noch eine Chance, und zu guter Letzt gab ihm jetzt auch noch seine Freundin den Laufpaß.“ Erika Kern nimmt in ihrem Buch über die Probleme mit ihren Söhnen kein Blatt vor den Mund und macht dem Leser ihre Machtlosigkeit und Verzweiflung deutlich. Springerstiefel, fremdenfeindliche Sprüche, Alkoholsucht und Vandalismus gehören zu den Dingen, welche die Autorin mit ihren Kindern erleben mußte.

Allein ihr starker Glaube an Gott und die Bibel, welche sie an zahlreichen Stellen in ihrem Buch zitiert, haben ihr in diesen schweren Momenten geholfen. Fast scheint es, als hätte sie dieses Buch geschrieben, um die Vergangenheit noch einmal Revue passieren zu lassen und zu verarbeiten. Denn hilfreiche Tips, wie man mit Jugendlichen außer Rand und Band umzugehen hat, wird der Leser von der Autorin nicht erhalten. *A. Ney*

***Erika Kern: „Die Zeit meiner Stoßgebete – Eine Mutter erzählt“**, Brunnen, Gießen 2008, broschiert, 211 Seiten, 9,95 Euro*



Dem Duce zur Hilfe

Zweiter Weltkrieg: Die Wehrmacht in Griechenland

Wieder liegt ein Buch vor, das in vorbildlich sachlicher Art, ohne Besserwisserei, ohne Häme und ohne Diffamierung deutscher Soldaten einen Abschnitt des Zweiten Weltkrieges darstellt, und das auf hohem wissenschaftlichen Niveau: „Der Fall Griechenlands 1941“ von Karl-Heinz Golla, einem hohen Generalstabsoffizier der Bundeswehr. Er dokumentiert die Einsätze der deutschen wie der griechischen Streitkräfte auf dem Festland im April 1941. Im Vergleich zu früheren Darstellungen konnte der Autor nun auch die in den letzten Jahren der Öffentlichkeit zugänglich gemachten Unterlagen auswerten.

Erfreulich verständlich auch die Schilderung der verwickelten Umstände, die zu diesem von Hitler nicht gewollten Krieg führten. Deutschland wollte den Balkan möglichst neutral halten, aber der italienische Verbündete, der den östlichen Mittelmeerraum zu seinem „Mare Nostrum“ machen wollte, besetzte im April 1939 Albanien. Nach den Erfolgen der deutschen Wehrmacht im Polen- und Frankreich-Feldzug wollte Mussolini Anteil an dem sich offenbar anbahnenden Sieg haben und griff, ohne Deutschland vorher zu informieren, im Herbst 1940 Griechenland an. Den überraschten deutschen Verbündeten beruhigte der Duce mit der Voraussage, er werde den Feldzug innerhalb von 14 Tagen beenden. Winston Churchill aber nutzt die Gelegenheit, eine Militärmission nach Griechenland zu entsenden. Die ersten britischen Bomber trafen wenige Tage später in Griechenland zur Unterstützung ein.

Deutschland erkannte die Gefahr, daß Großbritannien von Flugbasen in Griechenland aus die rumänischen Ölfelder angreifen und zerstören könnte. Auf das rumänische Öl aber war die deutsche Wehrmacht angewiesen, zumal Hitler bereits den, wie er meinte, Präventivschlag gegen die Sowjetunion plante, ohne allerdings dessen Termin festgelegt zu haben. Die tapfer kämpfenden Griechen können den mit überlegenen Kräften vorgetragenen italienischen Angriff stoppen; dann schlagen sie gar die Italiener zurück. Dem Duce droht eine blamable Niederlage ebenso wie bereits in Nordafrika. Mussolini bittet um deutsche Unterstützung. Um eine für Deutschland bedrohlich werdende Entwicklung zu verhindern, befiehlt Hitler, schleunigst einen Aufmarsch- und Kriegsplan für einen Feldzug gegen Griechenland zu entwickeln.

Am 6. April 1941 übergibt der deutsche Gesandte in Athen die Kriegserklärung. Darin betont Deutschland, der Kampf gelte nicht dem griechischen Volk, sondern allein den immer stärker werdenden britischen Truppen auf griechischem Boden. Der deutsche Angriff kommt angesichts des gebirgigen Geländes und der tapfer kämpfenden griechischen Truppen zunächst nur langsam voran. Gesprengte Gebirgsstraßen und Brücken müssen überwunden, starke Befestigungen durchbrochen werden. Das Buch berichtet von den Leistungen der Soldaten der Wehrmacht und der Waffen-SS. Am 8. April ergibt sich Saloniki kampflos. Die einmarschierenden deutschen Truppen werden von der Bevölkerung freundlich begrüßt.

Nicht zuletzt aufgrund der komplizierten und teils wirren Befehlsverhältnisse bei Briten und Griechen geben immer mehr geschlossene Truppenteile auf. Das griechische Heer bricht zusammen. Als 18 griechische Divisionen vor der Wehrmacht kapitulieren, erweisen die deutschen Befehlshaber in der Kapitulationsurkunde der „tapferen griechischen Armee“ ihre Hochachtung. Griechische Offiziere werden nicht als Kriegsgefangene betrachtet, sondern behalten ihre Waffen. Die Griechen hatten die Bedingung gestellt, daß sie Kriegsgefangene der Wehrmacht, keinesfalls aber der Italiener werden wollten. Dagegen protestiert Mussolini und befiehlt seinen Truppen, weiter gegen die griechischen Truppen zu kämpfen, so daß die deutsche Seite nachgeben muß. Das trägt ihr von Seiten der Griechen den Vorwurf des Wortbruchs ein. Am 27. April wird Athen besetzt. Großbritannien zieht sein Expeditionskorps zurück; über 60 000 Soldaten werden über See evakuiert.

Deutschland verlor im Griechenland-Feldzug über 1200 Gefallene und 640 Vermißte. Die 220 000 gefangengenommenen griechischen Soldaten wurden bis Mitte Mai 1941 nach Hause entlassen. 900 gefallene Briten blieben auf dem Schlachtfeld, 17 000 gerieten in Kriegsgefangenschaft.

Griechenland sollte zum größten Teil in den Machtbereich Italiens gelangen, wobei aber Deutschland seine wirtschaftlichen Interessen wahren wollte, die sich auf Chromerz, Tabak und Olivenöl richteten. Daß Deutschland das von seiner Wehrmacht eroberte Gebiet an Italien übergab, empfanden die Griechen als Demütigung.

Das materialreiche Buch wird von Lesern, die über militärischen Sachverstand verfügen, mit besonderem Gewinn gelesen werden. Zahlreiche Lage- und Einsatzskizzen sowie Gliederungsbilder runden den Text ab. *H.-J. von Leesen*

***Karl-Heinz Golla: „Der Fall Griechenlands 1941“**, Verlag E. S. Mittler & Sohn, Hamburg, 536 Seiten, 39,90 Euro*

Heinz Nawratil

Heinz Nawratil
Die deutschen Nachkriegsverluste



Gestützt auf amtliche Dokumentationen und internationale Studien belegt der Verfasser die kaum bekannte Tatsache, dass sie so genannte Befreiung in den Jahren 1945 – 1948 mehr Deutsche das Leben gekostet hat als Diktatur und Krieg in den Jahren 1933 – 1945.

Geb., 144 Seiten
Best.-Nr.: 6636, € 14,95



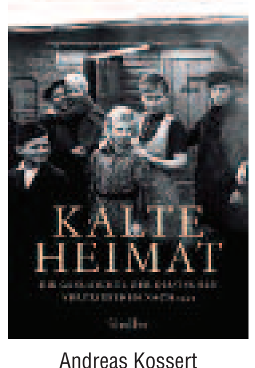

Prof. Dr. Alfred de Zayas
50 Thesen zur Vertreibung
Kart., 52 Seiten
Best.-Nr.: 6635, € 7,00



Claus Neuber
Marsch aus dem Untergang
Geb., mit Schutzumschlag, 368 Seiten mit Abb.
Best.-Nr.: 6444, € 19,90



Gisela Gritsch
Ulli und Otti – Hitlerjugend und Gefangenschaft
Schicksale in Ostpreußen und Fünfeinchen
Kart., 320 Seiten
Best.-Nr.: 4796, € 12,40



Andreas Kossert
Kalte Heimat
Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945
Geb. Buch, 432 Seiten
Best.-Nr.: 6558, € 24,95

Lotte S. Couch
Sandlauken
Todesmarsch in Ostpreußen
Geschichte einer Überlebenden

Sonderangebot – Exklusiv für die Leser der PAZ!



Die Leiden der 1945 in Ostpreußen zurückgebliebenen Deutschen beschreibt dieser Roman: Eine Landarbeiterfamilie aus dem Dorf Sandlauken kämpft nach dem Einmarsch der Roten Armee um die Existenz. Viele Familienmitglieder sterben auf dem Todesmarsch Hunderttausender von den Russen durchs Land getriebener Deutscher. Während die Menschen der Brutalität ihrer Bewacher, dem Hunger und den Strapazen zum Opfer fallen, besetzen Plünderer ihre Häuser.
Edith Goertz, eine der wenigen Überlebenden ihrer Familie, reist ein halbes Jahrhundert später zusammen mit der Autorin in das heimatliche Sandlauken, wo die Realität des Schauplatzes für beide die Vergangenheit noch einmal präsent werden läßt.

Als gebundenes Buch.
Best.-Nr.: 6647,
statt **€ 14,90** nur noch **€ 6,95**

Kart., 176 Seiten
Best.-Nr.: 2434
statt **€ 8,90** nur noch **€ 4,95**



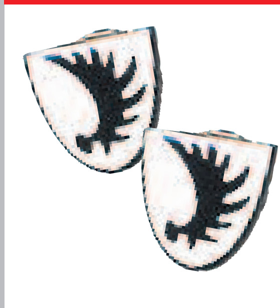
Restauflage!

Elchschaufel-Manschettenknöpfe



Elchschaufel-Manschettenknöpfe
Maße: 18mm hoch, 15 mm breit, emaillierte Oberfläche, Lieferung in Geschenkschachtel
Best.-Nr.:6643, € 14,95

Elchschaufel-Anstecker



Elchschaufel-Anstecker
Maße: 15 x 15 mm, emaillierte Oberfläche
Best.-Nr.: 6642, per Stück € 2,95

Daniel Heintz
„Größte Zumutung…“
Vergehen gegen die historische Wahrheit
Über die angeblichen und tatsächlichen Verbrechen der Wehrmacht in Polen im September/ Oktober 1939

MIT ZWEI WANDERAUSSTELLUNGEN, die das umstrittene linke „Hamburger Institut für Sozialforschung“ (HIS) konzipiert hatte, verbreitete es zwischen 1995 und 2004 öffentlichkeitswirksam die Behauptung, die deutsche Wehrmacht habe sich im Rußlandfeldzug systematischer Verbrechen schuldig gemacht und gar einen "Vernichtungsfeldzug" geführt. Obwohl die erste Ausstellung harsche Historikerschelte bezog und wegen grober Fehler zurückgerufen und grundlegend umgestaltet werden mußte, hatte das HIS sein Ziel erreicht: nämlich die Wehrmacht pauschal anzuklagen und Mißtrauen gegen eine ganze Generation zu säen.
DOCH DAMIT NICHT GENUG, eine Folgeausstellung trat an, wurde zuerst in Polen und dann in Deutschland gezeigt. Ihr Titel: „Größte Härte...“ Der Ausstellungsmacher Jochen Böhler beruft sich auf die ersten Anti-Wehrmachtausstellungen und verkündet im Katalog zur Wanderausstellung sowie in einer Monographie, bereits seit Beginn des Polenfeldzuges habe die Wehrmacht einen „Vernichtungsfeldzug“ gegen die polnische Bevölkerung geführt.
DIESER ANSCHULDIGUNG ist der Historiker Daniel Heintz nachgegangen. Er hat im Bundesarchiv in den Originaldokumenten und -berichten recherchiert und ist zu erschreckenden Ergebnissen gekommen: Böhler hat Aussagen aus dem Zu sammenhang gerissen, Dokumente gänzlich umgedeutet, Entlastendes unter den Tisch fallen lassen, bloß um seine These einer pauschal verbrecherischen Wehrmacht zu „beweisen“! In der ruhigen Diktion eines Geschichtswissenschaftlers widerlegt Heintz nachdrücklich die Anschuldigungen Böhlers unter Nennung zahlloser Quellen, die dieser verschwiegen hat, und kommt zu dem Ergebnis, daß dessen Behauptungen sowie seine Schriften eine „Größte Zumutung...“ und nichts weniger als Geschichtsfälschung sind.
Mit einem Vorwort des Historikers Dr. Franz Uhle-Wettler.
Kart., 110 Seiten
Best.-Nr.: 6441, € 12,90

Die letzten Exemplare!

sehensWERT!
Die DVD-Empfehlung des Preußischen Mediendienstes!



Harte Arbeit, Reiche Ernte
Landwirtschaft in den 30er Jahren In unserer hektischen und kurzlebigen Welt sehnen sich die Menschen zurück in jene Zeiten, in denen das Leben in ruhigeren Bahnen verlief und die Natur den Tagesrhythmus bestimmte. Das Schlagwort von der Globalisierung ruft als Gegenbewegung den Wunsch nach Heimat, nach Verwurzelung und nach überschaubaren Lebensräumen hervor. Je unübersichtlicher sich die Gegenwart gestaltet, um so geschönter wird das Bild der „guten alten Zeit“. Vor allem das Landleben wandelt sich in dieser Rückschau in eine romantische Mischung aus Dorffrieden und Lindenbaum, Ausgeglichenheit und einem sinnerfüllten Leben im Einklang mit der Natur. Die Wahrheit ist vielschichtiger, denn neben der Idylle gab es immer auch die mühsame Tagesarbeit, neben dem Wohlstand der reichen Gutsbesitzer auch die Sorgen der Tagelöhner und Kleinbauern. Von all dem erzählt dieser Film. Er ist ein Ausflug in die Vergangenheit, zusammengestellt aus bislang unbekannten, privat gedrehten Filmen. Nur siebzig Jahre sind vergangen, seitdem diese Aufnahmen entstanden sind, und doch zeigen die Bilder eine Welt, die unwiderruflich vergangen ist. Als Extra bietet die DVD den bisher unveröffentlichten 27minütigen Bonusfilm „Landleben Fränkische Schweiz 1933“.
Laufzeit: 56 Minuten + 27 Minuten Bonusfilm
Best.-Nr.: 6403



€ 14,95



CD

Märchen aus dem Bernsteinland
Gesammelt und erzählt von Ruth Geede
Die bekannte Schriftstellerin Ruth Geede hat die Märchen aufgeschrieben
Laufzeit: 65 Minuten
Best.-Nr.: 1381, € 14,90

Aufkleber Elchschaufel – Supersonderangebot!

Nur für kurze Zeit!!!




OSTPREUSSEN
Format: oval
14,5 cm breit, 9,5 cm hoch
Best.-Nr.: 1505

statt € 1,99 nur noch € 1,49

Die letzten Exemplare!!!



Ostpreußen – unvergessene Heimat
Format: oval
15,5 cm breit, 10,5 cm hoch
Best.-Nr.: 6602

statt € 1,99 nur noch € 1,49

Unsere Musikempfehlung – Die 22 schönsten Kinderlieder

Nymphenburger Kinderchor
Die 22 schönsten Kinderlieder



Inhalt:
1. Hopp, Hopp, Hopp, Pferdchen lauf Galopp...
2. Widele, Widele..
3. So geht es im Schnützelputzhäusel..
4. Es klappert die Mühle...
5. Zehn kleine Negerlein...
6. Trariro, der Sommer, der ist do...
7. Sum, sum, sum, Bienchen flieg herum..
8. Maikäfer, flieg...
9. Wenn die Betteleute tanzen...
10. Alleweil ein wenig lustig..
11. Laß doch der Jugend ihren Lauf...
12. Tanz, tanz, Lieselchen...
13. Heissa, Kathreinerle..
14. Stiefel muß sterben..
15. Die Tiroler sind lustig...
16. Grün, grün, grün sind alle meine Kleider...
17. Als ich einmal reiste..
18. Spannenlanger Hansel..
19. Petersilie, Suppenkraut...
20. Ein Jäger aus Kurpfalz...
21. Schneidri, Schneidra, Schneidrum..
22. Machet auf das Tor...

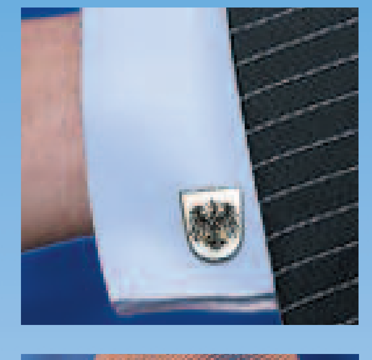
Spielzeit: 38.75 min
Best.-Nr.: 6625, € 12,95

Masuren-Fibel
Nur mit dieser Heimat-Fibel haben die Kinder Masurens das Lesen gelernt.
Die Masuren-Fibel war die einzige Heimatfibel ihrer Art für das Gebiet der grünen Wälder und blauen Seen. In das preisgekrönte Lesebuch sind deshalb auch auf besondere und liebevolle Art und Weise viele heimatkundliche Inhalte eingeflochten. Mit „Lene und Heini“ haben alle kleinen Leseanfänger ihre Heimat kennen gelernt. Erklärende und lustige Geschichten, Rätsel und Kinderreime, Nekkereien, Zungenbrecher und Zungenspäße haben die heimatliche Gedanken- und Gemütswelt spielerisch vermittelt. Die Masuren-Fibel ist eine zauberhafte und einzigartige Erinnerung an die Schulzeit und an die Heimat. Erinnern Sie sich an die Geschichten vom Lindenhof, dem Butzemann oder dem dicken, fetten Pfannekuchen. Erfahren Sie von masurischen Marjellen und Jungs, vom Masuren- und Heimatland, von Schmackostern und vom Johannisfeuer oder „Was der Storch so klappert“.



Reprint der Originalausgabe von 1929, Geb., 120 Seiten, durchgehend Farbabbildungen, Format: 17 x 24 cm,
Best.-Nr.: 4787, € 16,95

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert. Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960
statt € 49,95 nur € 24,95



Schlüsselanhänger und Anstecknadeln

Alberten
Anstecknadeln in Gold oder Silber mit dem Brustbild des Herzogs Albrecht von Preußen, des Stifters der 1544 gegründeten Königsberger Universität. Ursprünglich war der Albertus das Erkennungszeichen der Königsberger Studenten. Sie trugen ihn an Mütze, Hut oder Revers und machten sich damit als Bürger der alma mater Albertina kenntlich. Später wurde er als sichtbares Zeichen der bestandenen Reifeprüfung von den Abiturienten in ganz Ostpreußen getragen. Auch heute noch lebt diese Tradition fort und viele Abiturienten tragen stolzerfüllt ihren Albertus.

Alberte klein
vergoldet, massive Ausführung an Nadel mit Sicherung, Höhe 20 mm, Breite: 17 mm (ohne Nadel)
Best.-Nr.: 6645, € 4,95



Alberte groß
vergoldet, massive Ausführung an Nadel mit Sicherung, Höhe 32 mm, Breite: 28 mm (ohne Nadel)
Best.-Nr.: 6644, € 6,95



Elchschaufel-Schlüsselanhänger
Best.-Nr.: 6638, € 4,95

Michael Wittmann
erfolgreichster Panzerkommandant im zweiten Weltkrieg
Geb., 352 Seiten, 700 Abb.
Best.-Nr.: 3984, € 54,00

Achtung! Neue Adresse Achtung!

PMD Preußischer Mediendienst
Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst 30/08
Mendelssohnstraße 12 · 04109 Leipzig · Tel. (03 41) 6 04 97 11 · Fax (03 41) 6 04 97 12
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Wo Bismarck am größten ist

Das monumentalste Denkmal des Reichsgründers steht ausgerechnet im nie zu Preußen gehörenden Hamburg

Von MANUEL RUOFF

Das größte Bismarckdenkmal der Welt steht bemerkenswerterweise nicht auf preußischem Boden, sondern in Hamburg – das nie zu Preußen gehört hat. Vielmehr hatte die Kaufmannsstadt zu Preußen im allgemeinen und zu Bismarck im besonderen ein anfänglich nicht ganz unproblematisches Verhältnis. Gemeinhin haben Kleinstaaten zu großen Nachbarn ihrer großen Nachbarn bessere Beziehungen als zu ihren großen Nachbarn. Das traf auch für das Verhältnis Hamburgs zu Österreich im Vergleich zu jenem zu Preußen zu. Hinzu kamen in diesem Falle Spezifika. Im Vergleich zum stark militärisch geprägten Preußen kam das eher zivile Naturell der Österreicher den die Hansestadt politisch dominierenden Kaufleuten stärker entgegen. Die Neigung der Österreicher zu einer eher lockeren, föderalen Lösung der deutschen Frage entsprach zudem stärker dem traditionellen Hamburger Drang nach Selbständigkeit. Ein prägendes Erlebnis für die Hamburger war die Wirtschaftskrise von 1857. Während sich das nahe Preußen auf kluge Sparvorschläge beschränkte, schickte Österreich Silber, um den Liquiditätsengpaß zu überwinden. Folglich verspürten die Hamburger denn auch wenig Neigung, 1866 an der Seite Preußens in den deutschen Bruderkrieg gegen Österreich zu ziehen. Rücksichtslos mußte Bismarck ihnen erst mit dem Verlust der Eigenständigkeit drohen, bevor sie endlich Soldaten Richtung Süden in Marsch setzten.

Ähnlich entschlossen zeigte sich Bismarck auch, als er sich nach seinem konservativen Schwenk zur Schutzzollpolitik 1878 in den Kopf gesetzt hatte, das Territorium des Deutschen Reiches zu einem einheitlichen Zollgebiet zu machen. Die Hamburger Großkaufleute waren zu jener Zeit wie ihre Bremer Kollegen Anhänger des Freihandels und lehnten einen Zollanschluß ab. Unter Zuhilfenahme der Peitsche brachte Bismarck die Hanseaten in den Zollverbund. Allerdings nutzte Bismarck auch Zuckerbrot in Form des den Hamburgern zugestandenen Freihafens, von dem sie heute noch profitieren.



„Wahrhaft und stolz, als ein Wahrzeichen von Hamburg“: Das von Hamburgs Bürgermeister Johann Heinrich Burchard (1852–1912) derart gepriesene Monument für den vor 110 Jahren verstorbenen Reichsgründer hat wahrhaft stolze Ausmaße. Der Scheitel des Denkmals erhebt sich 59,30 Meter über die Elbe. Das Denkmal ist 34,30 Meter hoch, die Figur 14,80 Meter. Das Standbild wurde aus 100 Steinen in zehn Schichten zusammengefügt und wiegt 625 Tonnen. Foto: Archiv

Bismarck hatte erkannt, daß Hamburgs Kaufleute dem gemeinsamen Reich in einer Weise dienen konnten, zu der Preußens Beamte niemals in der Lage waren. Er wußte aber auch, daß die Hamburger dem Reich diesen unschätzbaren Dienst nur freiwillig, aber nicht unter Zwang gewähren würden. So versuchte Bismarck, die Hamburger politisch wie wirtschaftlich ohne bleibende Bitternis in das von ihm geschaffene Reich zu integrieren. Wie sehr ihm dieses gelungen ist, kann jeder Besucher Hamburgs an dessen imposantem Bismarckdenkmal am Hafen ablesen.

Nach dem Tode Otto von Bismarcks am 30. Juli 1898 konstituierte sich aus Hamburgs Bürgerschaft ein „Comité für die Errichtung eines Bismarck-Denkmals“. Den Vorsitz übernahm kein Geringerer als der Erste Bürgermeister, Johann Georg Mönckeberg. Diese Bürgerinitiative brachte fast eine halbe Million Goldmark zusammen. Den Bauplatz am Hafen, auf den Bismarck schauen sollte, stellten Regierung und Parlament, Senat und Bürgerschaft zur Verfügung. Als Standort entschied man sich für die ehemalige Bastion „Casparus“ der früheren, die Stadt umgebenden Wallanlage.

Für das Denkmal selber wurde 1901/02 ein Wettbewerb durchgeführt. Von insgesamt 239 Entwürfen setzte sich der des Architekten Johann Emil Schaudt und des Bildhauers Hugo Lederer durch. In dem folgenden halben Jahrzehnt setzten sie ihren Entwurf um. Ganz in der Tradition einer freien Handelsstadt entschied man sich für eine Standfigur im Stile eines Rolands. In mittelalterlicher Rüstung und Mantel, auf ein Schwert gestützt, blickt dieser Bismarck seewärts. Zu seinen Füßen sitzen Adler. Das Ganze besteht aus Schwarzwälder Granit. Die Figur steht auf einem Rundsockel aus gemauerten Ziegeln, der mit Natursteinen verkleidet ist und auf einem Fundament aus Kies steht. Am Sockel versinnbildlichen kolossale Athleten die deutschen Stämme. Am 2. Juni 1906 erfolgte die feierliche Enthüllung.

Gehaßt, verehrt und historisiert

Schwankend ist das Bild Otto von Bismarcks in der Geschichtsschreibung und der Geschichtspolitik

Von MANFRED MÜLLER

Wie vorzeiten die alten Sachsen und Normannen über den Leibern ihrer gefallenen Recken schmucklose Felsensäulen auftürmten, deren Spitzen Feuerfanale trugen, so wollen wir unserem Bismarck zu Ehren auf allen Höhen unserer Heimat ... gewaltige granitene Feuerträger errichten. Überall soll, ein Sinnbild der deutschen Einheit, das gleiche Zeichen entstehen in ragender Größe, aber einfach und prunklos, in schlichter Form auf massivem Unterbau, nur mit dem Wappen oder Wahlspruch des Kanzlers geschmückt.“ So hieß es in einem Aufruf, den die deutsche Studentenschaft im Todesjahr Bismarcks erließ.

Als Otto von Bismarck am 30. Juli 1898 starb, war er bereits für viele Deutsche zu einer Kultfigur geworden. In früheren Jahrzehnten hatte er die Deutschen stark polarisiert. Am 7. Mai 1866 verübte ein Student in Berlin auf offener Straße ein Revolverattentat auf den preußischen Ministerpräsidenten Bismarck. Der „Stuttgarter Beobachter“ kommentierte dies mit einer offenen Sympathieerklärung für den Attentäter. Niemand könne diesen jungen Mann, der sein Leben riskiert habe, „um das Vaterland von einem Unhold zu befreien“, für einen schlechten Menschen halten.

In der Tat haßten damals viele Deutsche Bismarck, weil er die Liberalen im preußischen Verfassungskonflikt niederkämpfte und in der preußischen Außenpolitik das Risiko eines deutschen Bruderkrieges bewußt in Kauf nahm. Nach der Reichsgründung waren es vor allem Sozialdemokraten und Zentrumsanhänger, die den Reichskanzler wegen dessen harter Politik gegen die sogenannten Reichsfeinde verabscheuten.

Aber Bismarcks erfolgreich-geniale Politik führte letztlich dazu, daß die Heroisierung seiner Figur stärker wurde als die Dämonisierung. Als Kaiser Wilhelm II. Bismarck 1890 in brüskierender Weise entließ, trug das dazu bei, daß der Reichsgründer auf seinem Alterssitz Schloß Friedrichsruh zum „Alten im Sachsenwald“ und zum „treuen Eckart der Deutschen“ wurde. Erste Ehrungen Bismarcks hatten bereits Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts eingesetzt. Nun, nach Bismarcks Rückzug in den Sachsenwald, kamen Studenten, Schützenvereine und Bürgerdeputationen mit Sonderzügen, um den Altkanzler zu sehen und zu hören.

Zu seinem 80. Geburtstag verliehen 450 Städte Bismarck die Ehrenbürgerschaft. Das Postamt in Friedrichsruh mußte 23 zusätzliche Mitarbeiter anfordern, damit es in einer Woche etwa 10 000 Glückwunschtelegramme und 450 000 Postsendungen an den „Eisernen Kanzler“ zustellen konnte. Bis zu Bismarcks Tod hatten bereits zahlreiche Gemeinden, Vereine und Privatleute Bismarck-Büsten und Bismarck-Denkmäler in Auftrag gegeben. Dies nahm nun noch zu. Rund 700 Bismarck-Monumente wurden geplant, davon rund 500 verwirklicht: von Tafeln und Gedenksteinen (oft zusätzlich mit einer Bismarck-Eiche) über herkömmliche Figurendenkmäler bis zu Bismarck-Säulen, -Türmen und -Warten. Abgerundet wurden diese Akte der Bismarck-Verehrung durch Bismarck-Straßen und -Plätze, Bismarck-Schulen, Bismarck-Medaillen und -Postkarten. In der Bismarck-Verehrung verband sich die Vorstellung vom Nationalhelden – oszillierend vom besonnen Realpolitiker bis zu einer fast religiösen Erlösergestalt – mit der einer mythisch aufgeladenen Verkörperung des Deutschtums. Damit verband sich zu Lebzeiten Wilhelms II. oft so etwas wie eine Protesthaltung gegenüber der Person dieses Kaisers: „O Bismarck, steig vom Himmel nieder, ergreif des Reiches Steuer wieder!“

In der Weimarer Ära kam, bedingt durch die wirtschaftlichen und politischen Zeitverhältnisse, die aufwendige Errichtung weiterer Bismarck-Monumente zum Erliegen. Doch die Bismarck-Verehrung blieb in weiten Kreisen des deutschen Volkes erhalten und nahm Spitzen gegen die Republik von Weimar an. Die Nationalsozialisten stellten den Bismarck-Kult stark in den Dienst ihrer Bewegung. Hitler war ihnen der „gottgesandte Reichsschmied unserer Tage“. Bei einer Bismarck-Huldigungsfeier am 1. April 1933 im Berliner Lustgarten bemühte sich Joseph Goebbels, die nationalsozialistische Neuformung von Bismarcks Werk auf eine knappe Formel zu bringen. Vor den Augen der Deutschen vollziehe sich ein historisches Wunder: „Bismarck einigte die Länder und gab dem Reich die Form. Wir einigten die Klassen und gaben der Nation einen neuen Inhalt. Wir führten das Volk wieder zum Staatsgedanken zurück. Bismarck war der große staatspolitische Revolutionär des 19. Jahrhunderts, Hitler ist der große staatspolitische Revolutionär des 20. Jahrhunderts.“

Die deutsche Geschichtskatastrophe von 1945 riß auch den Bismarck-Kult mit in den Abgrund. Unübersehbar waren nun die grundlegenden Unterschiede zwischen Bismarck und Hitler, ihrer Persönlichkeit und ihrer Politik. Dies bewahrte Bismarck aber nicht davor, zum Gegenstand einer kontroversen Geschichtspolitik zu werden, bei der seine Schattenseiten stark betont wurden. Diese Historisierung einer früher zum Mythos gewordenen Gestalt hätte durchaus zur inneren Festigung der Bundesrepublik Deutschland beitragen können. Die Kleinmütigkeit der politischen Eliten verhinderte das. Zum 100. Todestag Bismarcks stellte der Sozialhistoriker Jürgen Kocka fest: „... nach äußerer Erstreckung, politischer Orientierung, innerer Verfassung, sozialem Inhalt und demokratischer Kultur ist die heutige Bundesrepublik viel stärker das Produkt einer jahrzehntelangen Abwendung vom Bismarckreich als seine Fortsetzung.“ Eine simple Fortsetzung konnte niemand, der etwas von Geschichte versteht, fordern. Aber es wäre gut gewesen, wenn der Ratschlag, den Kocka 1998 zum Umgang mit Bismarck formulierte, schon früher ausgesprochen worden wäre und Beachtung gefunden hätte: „Er ist Teil unserer Geschichte, mit Distanz zu betrachten, differenziert zu erkennen und so zu beurteilen, wie andere große historische Gestalten auch: mit Interesse, Faszination und Respekt ...“ Ein solcher Umgang mit Bismarck könnte auch die vielen Bismarck-Monumente, Zeugen der Bismarck-Verehrung unserer Vorfahren, aus dem Abseits hervortreten lassen. Dies wäre eine von zahlreichen Möglichkeiten, uns unserer nationalen Identität zu vergewissern.

Das Ostpreußenblatt

Nr. 30 – 26. Juli 2008

MELDUNGEN

Feuer in Tilsiter Zellstoffabrik

Tilsit – Zu einem außerordentlichen Einsatz wurden zahlreiche Feuerwehren des Königsberger Gebiets alarmiert. Auf dem Gelände der Tilsiter Zellstoffwerke war ein Brand ausgebrochen. Das Feuer entstand auf einer Borkenabfallhalde und griff rasch auf den Lagerplatz mit den Holzvorräten über. Die Feuerwehren aus Ragnit, Heinrichswalde, Haselberge und Kreuzingen kamen den Tilsitern zur Hilfe. Trotz intensiver Brandbekämpfung konnten sie nicht verhindern, daß die Flammen sich auf eine Fläche von 3,5 Hektar ausdehnten. Das Dach einer Papiermaschinenhalle brannte ab. Mit der Heranziehung weiterer Feuerwehren aus Gumbinnen, Insterburg und Königsberg gelang es schließlich, den Brand unter Kontrolle zu bekommen. Insgesamt 16 Löschzüge und ein Hubschrauber waren im Kampf gegen die wütenden Flammen im Einsatz. Der entstandene Sachschaden durch die Vernichtung der Holzvorräte ist enorm. Menschenleben sind nicht zu beklagen. *Hans Dzieran*

Parlament in Allenstein ehrt Deutschen

Allenstein – Der durch seine Masurenreise über den Kreis seiner Landeskirche hinaus bekannte Pastor und Ehrenbürger seiner Heimatstadt Sensburg Fryderyk Tegler ist mit dem Goldenen Verdienstkreuz von Ermland und Masuren ausgezeichnet worden. Tegler ist der erste Deutsche und nach dem katholischen Erzbischof und Metropoliten von Ermland, Edmund Piszcz, und dem Leitendem Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Janusz Jagucki (Warschau) der dritte kirchliche Würdenträger, dem diese Auszeichnung verliehen worden ist. Die Ordensverleihung erfolgte im Rahmen eines Empfangs für die von Tegler und Brigitte Jaschik geleitete diesjährige Reisegruppe aus der Bundesrepublik Deutschland im Sitzungssaal des Regionalparlaments von Ermland und Masuren in Allenstein. Der Präsident des Regional Parlaments von Ermland und Masuren, Julian Osiecki, der die Auszeichnung überreichte, hob in seiner Laudatio hervor, daß diese hohe Auszeichnung eine Würdigung eines aus Masuren stammenden Geistlichen für sein gesamtes Lebenswerk sei – für die Zeit seiner Arbeit in Masuren bis zur seiner Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland, für seinen Einsatz für Hilfebedürftige sowie das Polnische Rote Kreuz und den Blindenverein während des Kriegszustandes und für seine spätere Hilfe für Kinder, Altenheime, kirchliche Einrichtungen beider Konfessionen sowie sozial schwache und kinderreiche Familien. Lobend hervorgehoben wurde auch sein Engagement bei der Partnerschaftsarbeit sowie der Heimat- und Denkmalpflege.

Wer ist die schönste Ehefrau?

Der internationale Schönheitswettbewerb »Mrs. World« fand dieses Jahr in Königsberg statt

Von Jurij Tschernyschew

Die „Mrs. Word“ ist der einzige internationale Schönheitswettbewerb unter verheirateten Frauen. Hierbei handelt es sich um einen Wettbewerb mit Geschichte. Selbige reicht immerhin bis in das Jahr 1938 zurück. Damals fand in den Vereinigten Staaten von Amerika ein erster Schönheitswettbewerb mit dem Titel „Mrs. America“ statt. Nach einer langen Pause wurde der Wettbewerb durch den Amerikaner David Marmell wiederbelebt. Er erklärte es zum Ziel des Wettstreits, eine verheiratete Frau zu finden, die einen bedeutenden Beitrag zum modernen Leben leistet, die Ideale der Familie ehrt, älter als 18 Jahre ist und würdig erscheint, die Krone der „Mrs. World“ zu tragen.

Die ersten Russinnen nahmen an dem Wettbewerb im Jahre 1989 teil, als er erstmals in der Sowjetunion ausgetragen wurde. In den beiden vergangenen Jahren fand der Schönheitswettbewerb beide Male in Rußland statt – 2006 in St. Petersburg und 2007 in Sotschi.

Dieses Jahr nun fiel die hohe Ehre des Gastgebers an die Stadt Königsberg. Laut den Regeln darf der Wettbewerb in ein und demselben Staat insgesamt nur dreimal stattfinden. Damit ist Königsberg die letzte Stadt auf dem Territorium der Russischen Föderation, welche die „Mrs. World“ durchführen kann.

Zwei Wochen lang hatten die Bewerberinnen um den „Mrs. World“-Titel Gelegenheit, sich mit dem Königsberger Gebiet vertraut zu machen. Während dieser Zeit nahmen die Frauen aus 31 Ländern an zahlreichen Veranstaltungen teil. Sie paddelten in Kajaks über die Angerapp, besuchten die Vogelstation auf der Kurischen Nehrung, schauten einer nachgestellten Ritterschlacht in Insterburg zu, trafen kinderreiche Familien in Rauschen, und in Palmnicken erhielten sie Unterricht in der Bernsteinbearbeitung.



„Mrs. World 2008“: Natalja Schmarenowa aus der Ukraine — Foto: Tschernyschew

Dann wurde es ernst. Der in 56 Länder der Welt übertragene Wettbewerb fand im Dramentheater Königsbergs statt. Fünf Stunden lang mußten die Konkurrentinnen auf der Bühne des Theaters verschiedene Prüfungen über sich ergehen lassen. In den Pausen traten Tanzensembles der Region auf. Sodann mußten die Teilnehmerinnen in speziell angefertigten nationalen Trachten auftreten. Als schönstes Kostüm wurde das der „Mrs. Bolivia“ ausgezeichnet, das den Namen „Königin der Inkas“ trug.

Anschließend wurden aus den 31 Teilnehmerinnen die zehn besten ausgewählt. Im Badeanzug-Wettbewerb wurden zwei Spezialauszeichnungen vergeben. Den Preis „Mrs. Fitneß“ erhielt „Mrs. China“ und „Mrs. Foto“ ging an „Mrs. Mexiko“. Danach schlüpften die Teilnehmerinnen in Abendkleider und aus den zehn verbliebenen Kandidatinnen wurden fünf fürs Finale ausgewählt: „Mrs. Peru“, „Mrs. Weißrußland“, „Mrs. Vietnam“, „Mrs. Urkaine“ und „Mrs. Singapur“.

Dann fällte die Jury ihr Urteil. Platz drei erreichte „Mrs. Weißrußland“, Platz zwei „Mrs. Singapur“, und zur „Mrs. World 2008“ wurde die Ukrainerin Natalja Schmarenowa gekürt. Die Krone überreichte ihr ihre Vorgängerin, die Vorjahressiegerin „Mrs. World 2007“, die Amerikanerin Diane Tucker. Die übrigen Konkurrentinnen erhielten von der Regionalverwaltung zur Erinnerung an den Wettbewerb als Andenken Bernstein-Ohrringe. Außerdem erhielt die Zweite, „Mrs. Singapur“ Colin Francicka-Mason noch eine Bernsteinkrone, übereicht vom Gouverneur des Königsberger Gebiets, Georgij Boos.

Der nächste Schönheitswettbewerb soll 2009 in Vietnam stattfinden.

Polen kämpft um Subventionen

Brüssel fordert von Warschau Rationalisierung und Privatisierung der Großwerften

Es ist nicht auszuschließen, daß es in der Republik Polen schon bald 60 000 zusätzliche arbeitslose Industriearbeiter gibt. Über ihr Wohl und Wehe entscheidet EU-Wettbewerbskommissarin Neelie Kroes. Erstaunlicherweise haben polnische Politik und Medien dieser existenzbedrohenden Krise bislang vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Es geht um die polnischen Großwerften an der Ostseeküste. Zu sozialistischen Zeiten liefen die Geschäfte gut, denn durch niedrige Löhne und staatliche Subventionen waren die Neubauten billiger als die Schiffe der westeuropäischen Schiffsbauer.

Seit dem Beitritt des Landes zur EU allerdings können nicht mehr unbegrenzt Subventionen an Werften ausgezahlt werden. Diese regeln nunmehr die EU und deren Kommissare. Statt zum ewigen Subventionsgrab zu werden, sollen die Werften nun modernisiert und privatisiert werden. Im Klartext heißt das nichts anderes als die Entlassung eines großen Teiles der Mitarbeiterschaft und den Verkauf der Betriebe an ausländische Investoren. Die Regierung Kaczynski hat gerne das EU-Geld genommen, um damit die Werften zu subventionieren – so wie das früher auch der Fall gewesen war –, aber an die von der EU geforderten Rationalisierungs- und Umstrukturierungsmaßnahmen hat sie sich nicht herangetraut. Die Erwartungen der EU kümmerten sie wenig. Schließlich arbeiten in Danzig, Gdingen und Stettin 15 000 Arbeiter auf den Werften und 45 000 weitere in den Zulieferbetrieben, allesamt wichtige Wähler.

Polens Finanzminister, Alexander Grad, war nun zu einem Bittgang in Brüssel bei Neelie Kroes. Die EU-Kommission sieht in der polnischen Subventionierungspraxis eine eklatante Wettbewerbsverzerrung. Aus diesem Grunde hat sie die Regierung in Warschau aufgefordert, endlich einen Plan zur Restrukturierung der drei Standorte Stettin (Oderwerke Stettin), Danzig (Schichau Danzig) und Gdingen zu präsentieren. Sollte dies mißlingen, müßten die bisher gewährten Hilfen für Stettin und Gdingen, rund 1,57 Milliarden Euro, komplett zurückgezahlt werden. Das würde den Bankrott der drei Werften bedeuten.

Frau Kroes muß nun in Brüssel darüber entscheiden, ob die abgelaufene Frist für den Umbau der polnischen Werften noch einmal um einige Monate verlängert wird. In diesen Tagen unterbrachen immer wieder Tausende von Werftarbeitern ihre Arbeit, um für ihre Arbeitsplätze zu demonstrieren und doch wenigstens eine Fristverlängerung zu erreichen. Finanzminister Grad erklärte in einem offenen Brief an die EU-Kommission, daß Warschau bereit sei, die Erwartungen der Kommission zu erfüllen. Die Regierung brauche allerdings noch Zeit, um mit privaten Investoren über einen Einstieg zu verhandeln. „Die Programme zum Unternehmensumbau können nicht von den Privatisierungsvereinbarungen getrennt werden. Wir können nicht unter einem solchen Druck verhandeln“, erklärte der Minister auf einer Pressekonferenz. Er bittet um eine Fristverlängerung bis Ende September. Allerdings sieht die polnische Politik in Wahrheit die Lösung des Problems lediglich darin, daß die EU weitere Hilfen gewährt – das aber hat Frau Kroes bereits kategorisch ausgeschlossen.

Daran ändert auch die jüngste Initiative des polnischen Europaparlamentariers und früheren Außenministers Dariusz Rosati nichts. Auf seine Anregung hin hatten 23 Mitglieder des Wirtschaftsausschusses im EU-Parlament an EU-Kommissarin Kroes appelliert, die Frist für die polnischen Werften zu verlängern. Allerdings zeigt die Kommission nur noch wenig Entgegenkommen. So erklärte jüngst ein Kommissionssprecher in Brüssel, die Zeit für Polen sei endgültig abgelaufen. *Hans Lody*

MELDUNGEN

Dritte Fregatte bei Jantar-Werft

Königsberg – Bei der Jantar-Werft ist die mittlerweile dritte Fregatte für die indische Kriegsmarine auf Kiel gelegt worden. Indiens Botschafter in der Russischen Föderation war bei dem Akt zugegen und sprach in diesem Zusammenhang von einem neuen Schritt nach vorn beim Ausbau der strategischen Partnerschaft zwischen Moskau und Neu-Delhi. Der Auftrag für die drei Kriegsschiffe hat ein Volumen von 1,6 Milliarden US-Dollar (mehr als eine Milliarde Euro) und soll bis 2012 abgewickelt werden. Die Kiellegung der beiden anderen Fregatten war bereits am 27. Juli und 27. November des vorausgegangenen Jahres erfolgt. Bei der Erlangung des Auftrages für die drei Einheiten, die zur Bekämpfung von Unterseebooten, Überwasserschiffen und Flugzeugen eingesetzt werden können, hat sich Jantar gegen Konkurrenz aus St. Petersburg durchgesetzt.

Russische Touristen unbeliebt

Die »Komsomolskaja Prawda«, Lokalausgabe Königsberg, fällt durch die Behandlung von Tabuthemen aus dem Rahmen

Von Wolf Oschlies

Die „Komsomolskaja Prawda“, Lokalausgabe Königsberg, ist schon länger ein Geheimtip für Kenner, weil sie immer wieder Berichte bringt, die sich in der restlichen russischen Presse nicht finden. Seit Ende Juli übertrifft sie sich selber – mit Aussagen über das „Prestige“ russischer Touristen im Ausland. Anlaß war eine Untersuchung der Niederländerin Esme Wisser, der zufolge 40 Prozent aller Niederländer russische Touristen nicht ausstehen können, „und Niederländer sind nur das Lakmuspapier für viele Westeuropäer“. Niederländische Reiseunternehmen versprechen „Touren ohne Russen“ oder „Urlaub nur in Gemeinschaft mit westeuropäischen Gästen“. Russen, wissen Manager aus internationalen Touristikzentren „benehmen sich oft aggressiv, sprechen keine Fremdsprache, lärmen, sind häufig betrunken“. Russinnen sind zwar keine „Kühe“ mehr, „wie sie es in frühen Zeiten waren“, aber dafür „riechen sie wie ein Parfümladen“ und bändeln mit Fremden an, weil „ihre betrunkenen Männer ihnen keine Aufmerksamkeit schenken“. Russische Männer plündern Büffets, wobei sie derart bekleidet sind, „daß schwedische Gäste in Ohnmacht fallen“. Hotels auf den Malediven haben Russen bereits ausgesperrt, nachdem dort tagelang „russisches Pack“ in der Bar Bowling spielte, „mit Flaschen statt Kegeln und so die ganze Bar zertrümmerte“. Russische Kinder sind auch nicht besser, wenn sie Ponies im Nichtschwimmerbecken baden und in ihren Zimmern schlafen lassen wollen. Kurz: Russen „vedut sebja po-svinski“ (benehmen sich wie Schweine), weswegen zum Beispiel in Ägypten Hotels damit werben: „Komfort garantiert, keine Russen zugelassen“. Die Königsberger Zeitung, die ihre Russen kennt, kann da nur seufzen: „Wann endlich kriegt unsere Intelligenz das Geld für einen Urlaub im Ausland zusammen!“

Die ostpreußische Familie

**Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,**

viele Bezeichnungen hat die „Ostpreußische Familie“ von unserer Leserschaft im Laufe der Zeit bekommen, mehr oder minder zutreffend, aber immer anerkennend. Ich überlege auch oft, wie ich diesen wöchentlich erscheinenden Beitrag benennen soll: Kolumne ist ja fachlich die richtige Bezeichnung, grenzt aber die eigentliche Aufgabe aus, die vor bald 30 Jahren bei ihrer Gründung Pate stand. Sie sprach unsere Leser direkt an: „Du sollst nicht allein sein!“ Das sind wir längst nicht mehr, die Ostpreußische Familie hat sich zusammengefunden, wohin es auch unsere Leser und Leserinnen verschlagen hat. Und da könnte die Bezeichnung schon passen, mit der Herr **Bernd Brandes** seinen Brief an mich beginnt: „Sie haben in Ihrer Kontaktbörse ...“ Halt, denke ich, Kontaktbörse – das ist neu! Vor allem der erste Wortteil gefällt mir. Denn wir wollen ja die Beziehung von Mensch zu Mensch ermöglichen. Aber „Börse“. Ach nein, wir sind kein Handelsplatz – das betone ich auch immer wieder, wenn ich Dinge, die zum Verkauf stehen, vermitteln soll! –, aber Parallelen kann man doch ziehen: Wir haben nämlich im Augenblick eine „Hausse“, das bedeutet: ein Hoch an Zuschriften, also kein „Sommerloch“, wie man annehmen könnte. Warum Herr Brandes von „Kontaktbörse“ sprach? Er suchte wieder Verbindung zu einer Leserin, mit der er früher korrespondiert hatte und für die er einmal einen Kranz am Gedenkstein ihres gefallenen Sohnes niedergelegt hatte.

Das Schreiben von Herrn Brandes enthielt aber noch viel mehr. Er war gerade von einer Namibia-Reise zurückgekommen und hatte in Windhuk die zentrale Körung des dortigen Warmblut-Zuchtverbandes miterlebt, auf der auch ein Trakehnerhengst vorgestellt wurde, der auf der einzigen Trakehner-Zuchtstätte in Namibia ein neues Zuhause gefunden hat. Mehr über den Hengst mit dem Brand der Elchschaufel und über das Gestüt werden wir bringen, wenn Herr Brandes von seiner nächsten Namibia-Reise im November zurückkommt. Ich freue mich schon auf seinen Bericht und die Aufnahmen, die er von Hengst und Farm machen wird.

Kontaktbörse! Auch Herr **Burghard D. Lubbe** aus Augsburg hatte unsere Ostpreußische Familie als solche begriffen und nach Verbindungen zu Königsbergern gesucht, die etwas über den bisher ungeklärten Verbleib seiner Großeltern aus Königsberg-Ponarth aussagen könnten. Hier hat sich leider nichts Konkretes ergeben, aber etwas Unvermutetes geschah. Sein Vater **Kurt** Lubbe war Schüler der Ponarther Mittelschule gewesen. Vor kurzem erhielt er nun von einem Landsmann, der Herrn Lubbes Suchwunsch gelesen hatte, ein Foto vom Entlassungsjahr 1923. Auf diesem sind sein Vater und auch sein späterer Patenonkel **Otto Morsing** abgebildet. „Für mich nicht nur eine Überraschung, sondern eine Kostbarkeit“, schreibt Burghard Lubbe. Dieser unverhoffte Erfolg läßt den Schreiber hoffen, daß er nun auch Verbindung zu Landsleuten bekommt, die etwas über seine mütterliche Linie Auskunft geben könnten. Von seinem Großvater wußte er bisher nur das Geburtsjahr und daß er wenige Tage vor der Geburt seines Enkels Burghard verstarb. Vor kurzem gelangte Herr Lubbe in den Besitz der Sterbeurkunde seines Großvaters **August Jucknies** und erfuhr dadurch dessen Geburtsort: Reinlacken, Kreis Wehlau, Kirchspiel Groß Schirrau, * 1879, † 1935 in Piaten. Er hofft, daß jemand aus Reinlacken oder Umgebung diese Zeilen liest, der Näheres über die Familie Jucknies aussagen kann.

August und Maria Jucknies: Wer Näheres über deren Familie aussagen kann, wende sich an Burghard D. Lubbe, Dr.-Otto-Meyer-Straße 40 in 86169 Augsburg, Telefon (08 21) 8 35 76. Foto: privat

Aber das ist nur ein Wunsch von Herrn Lubbe, denn sein Hauptanliegen dreht sich um das im Kreis Insterburg gelegene Dorf Piaten, als dessen Chronist er sich sieht. Und deshalb soviel an Wissenswertem bewahren will, wie es heute noch möglich ist. Denn Piaten, das alte Prussendorf, das bereits 1446 als „Payaten“ urkundlich erwähnt wird, existiert nicht mehr. Was über 700 Jahre Bestand hatte, wurde von den Russen zerstört. Nicht etwa während der Kriegshandlungen, sondern erst 1995, als die dort stationierte militärische Einheit aufgelöst wurde. Die bis dahin bewohnten Häuser und Gebäude wurden einfach abgerissen, Dachpfannen und Ziegelsteine verkauft! Piaten, dieser 400-Seelenort mit Gut, Schule und Sägewerk, ist sichtbar ausgelöscht. Aber Herr Lubbe möchte es wieder auferstehen lassen, wie er schreibt, und bittet deshalb alle, die noch im Besitz von Fotos, Urkunden aller Art, Zeugnissen, persönlichen Dokumenten und schriftlich festgehaltenen Erinnerungen an Flucht und Vertreibung sind, diese an ihn zu senden. Herr Lubbe wird es kopieren und unversehrt zurückgeben. Und sicher eine Kopie seines langen Poems „Kennt einer noch das Dorf Piaten?“ beilegen. Ein Hymne auf das Paradies seiner Kindheit, in dem sich viele alte Piater namentlich wiederfinden. (Burghard D. Lubbe, Dr.-Otto-Meyer-Straße 40 in 86169 Augsburg, Telefon 08 21 / 8 35 76.)

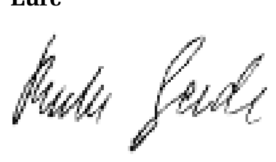
Auf Kontakte beschränkt sich Frau **Waltraud Klümper** aus Salzbergen nicht allein, ihre Suche geht nach erhofften Verwandten, denn sie weiß so gut wie nichts von der Familie ihres Vaters **Kurt Artur Bahrke** aus dem nördlichen Ostpreußen. Die am 10. Juli 1944 in Gumbinnen geborene Frau, die erst jetzt von unserer Leserin Frau **Helga Pundt** auf die Ostpreußische Familie aufmerksam gemacht wurde, war früh Waise geworden. Ihr Vater fiel wahrscheinlich bei den Endkämpfen in Ostpreußen, Mutter Erna verstarb 1947 an einer Lungenentzündung in Dessau. Die dreijährige Waltraud, die keine Geschwister hatte, kam zu Verwandten ihrer Mutter, wuchs bei ihnen in Jüdenberg und Salzbergen auf. Sie hat keine Erinnerungen mehr an die Eltern und kennt keine Verwandten aus der Familie ihres Vaters. Immerhin ist sie im Besitz einiger Fotos aus dem Jahr 1942, die ihre Eltern **Kurt Bahrke** und **Erna Wittmoser** als Brautpaar zusammen mit beiden Großelternpaaren zeigen. So kann sich Frau Klümper von ihrer Familie wenigstens ein Bild machen, und uns helfen sie weiter bei der Suche nach den vermuteten Verwandten. Die Eltern ihrer Mutter, **Gustav** und **Martha** Wittmoser, geborene **Balschukat**, lebten in Moosgrund, wo sie eine kleine Landwirtschaft mit Schmiede besaßen. Kurt Bahrke wurde 1916 als Sohn des Schuhmachers **Hermann Bahrke** und seiner Frau **Minna** geborene Ratschatz in Mallwischken / Mallwen, Kreis Pillkallen / Schloßberg geboren, wahrscheinlich stammte die Familie aus dem Ort. Nach dem Tod seiner Frau Minna zog Hermann Bahrke nach Gumbinnen und heiratete zum zweiten Mal. Das Schicksal von Großvater Hermann Bahrke ist unbekannt, ebenso die Namen weiterer Kinder aus beiden Ehen, also der Geschwister von Kurt Bahrke. Es sollen mehrere gewesen sein, auf einem der Fotos von 1942 ist wahrscheinlich eine Schwester von Kurt Bahrke zu sehen, die damals etwa 17/18 Jahre alt war. Das letzte Lebenszeichen von Waltrauds Vater ist eine Feldpostkarte vom 16. November 1944 aus Braunsberg. Er war Unteroffizier in der Res.II. Abt.I.Einheit, seine Tochter war damals gerade vier Monate alt. Ob er sie je gesehen hat? Frau Klümper blieb nur ein Foto, das ihn zusammen mit seiner jungen Frau zeigt – und die Hoffnung, daß sich jetzt nahe Verwandte melden oder Hinweise auf die Familie Bahrke aus Mallwen beziehungsweise Gumbinnen aus unserem Leserkreis kommen. (Waltraud Klümper, Lemkershook 27 in 48499 Salzbergen, Telefon 0 59 76 / 16 57.)

Erna und Kurt Bahrke: Wer Hinweise auf das Ehepaar geben kann, wende sich an Waltraud Klümper, Lemkershook 27 in 48499 Salzbergen, Telefon (0 59 76) 16 57. Foto: privat

Auch Frau **Ingelore Wendtland** dürfte unsere Zeitung bisher unbekannt gewesen sein – sie wendet sich an uns auf Anraten von Herrn Pfarrer i.R. **Fritz Held** –, und das zeigt sich auch in ihrem Schreiben, das weder Datum noch Anschrift enthält. Lediglich auf dem Umschlag war die Adresse vermerkt, und der ging mal wieder eigene Wege. (Unsere treuen Leserinnen und Leser muß ich heute mal loben, mein „Mekkern auf Raten“ hat genützt, auf fast allen Schreiben sind die notwendigen Angaben vollständig und gut leserlich vermerkt, nur bei den E-Mails hapert es noch!) Dadurch komme ich also erst heute dazu, die Suchwünsche von Frau Wendtland zu bearbeiten. Die sind schriftlich skizziert und schwer zu lesen, und so gebe ich den Suchwunsch nur mit Vorbehalt weiter. Denn von dem „Großonkel in Ostpreußen, der ein großer Mühlenbesitzer“ war, wie ihr Großvater erzählte, finde ich keine Spur. Die weist eher in den Berliner Raum, nach Pommern und Westpreußen hin. Die Schreiberin wurde als **Inge-Lore Gisela** Wendtland am 29. August 1935 in Stettin geboren. Ihr Vater **Helmut Otto Emil** Wendtland, * 1903 in Berlin, war der Sohn von **Emil Gustav Adolf** Wendtland, * 1869 in Lipin / Hauland, † 1946 in Falkensee / Berlin. Dessen Vater **Michael Wendland** (ohne t), * Lipin, Hauland, heiratete 1865 **Carolin Mayer** in Brestowo, Pfarramt Friedheim / Westpreußen. Er war „Holländischer Mühlenbesitzer“ wie sein Vater **Gottfried Wendtland**, * 1800 in (ich kann nur die Angaben so wie geschrieben übernehmen) Lipiner Holländer Pfarramt Morgonin (Margenin), † 1974 in Lipin Hauland. So hat also Frau Wendtland ihre Vorfahren aufgelistet. Es könnte ja sein, daß ein Mitglied dieser Mühlenbesitzerfamilie nach Ostpreußen gegangen ist – aber wohin? Der langen Aufzählung kurzer Sinn: Wer stammt von einer – wahrscheinlich aus Holland eingewanderten – Mühlenbesitzerfamilie Wendtland ab oder kann über diese etwas sagen. Zweifellos einer unserer schwierigsten Sippensuchwünsche der letzten Zeit, aber Frau Ingelore steht ganz allein da, hat anscheinend keinerlei Verwandtschaft. Vielleicht kann ja jemand aus unserer großen Familie ihr helfen? (Ingelore Wendtland, Holtroper Straße 18 in 26632 Ihlow.)

So, nach diesen vielen schweren und schwerwiegenden Fragen noch ein leichtes Nachschrapselchen. Ich hatte neulich den „Buschebaubau“ erwähnt, dieses Schreckgespenst unserer Kindheit. Die ostpreußischen Wörterbücher schreiben ihn so, manchmal auch „Bushebaubau“, wobei das „sh“ für jenes weiche „sch“ steht, das nur unsere Zungen sagen können. Und nun bringt Frau **Sigrid Matthee-Kohl** eine neue Variante ein. Kein Schreckgespenst, sondern etwas Federleichtes: Mit „Husch bau bau“ pflegte man es wegzupusten, einen Wattebausch oder ein anderes Gespinst, so tat es jedenfalls ihre Mutter. Die Frage ist nun: Hat dieser Ausdruck etwas mit dem Schreckgespenst zu tun, das aus dem prussisch-litauischen Brauchtum stammen dürfte, hat es andere Wurzeln, oder ist es sogar ein von Frau Sigrids Mutter entwickeltes Wortspiel – unsere ostpreußischen Mütter waren da sehr erfinderisch, jedenfalls die meine? Wer kann sich auch daran erinnern? Bitte an mich schreiben.

Eure



Ruth Geede

Ruth Geede Foto: Pawlik

„Unsere Familie“ auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Wir gratulieren ...

ZUM 100. GEBURTSTAG

Janz, Antonia, geb. **Hellwich**, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Natelsheideweg 16, 30900 Wedemark, am 30. Juli

Rudat, Martha, geb. **Bethke**, aus Bönick, Kreis Schloßberg, jetzt Wiehelusstraße 32 a, 58300 Wetter, am 1. August

Wittke, Ida, geb. **Pomaska**, aus Kreis Lötzen, jetzt An der Galgenleite 14, 95028 Hof / Saale, am 16. Juli

ZUM 98. GEBURTSTAG

Paetz, Otto, aus Bergenau, Kreis Treuburg, jetzt Ostdeutsche Straße 11, 33034 Brakel, am 30. Juli

ZUM 97. GEBURTSTAG

Senz, Grete, geb. **Saldik**, aus Kukukswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Puchenheimer Straße 9 B, 82194 Gröbenzell, am 3. August

ZUM 96. GEBURTSTAG

Giese, Erna, aus Berndhöfen, Kreis Lyck, jetzt Bonnusstraße 3, Gerstung-Haus, 23568 Lübeck, am 1. August

ZUM 95. GEBURTSTAG

Hammer, Reinhard, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Doris-Heye-Straße 43, 26931 Elsfleth, am 28. Juli

Natan, Frieda, aus Seekampen, Kreis Ebenrode, jetzt Hirschdorfer Straße 15, 87493 Lauben, am 28. Juli

Oltmann, Christel, geb. **Runz**, aus Sonnenmoor, Kreis Ebenrode, jetzt Ehlersweg 16, 25524 Itzehoe, am 30. Juli

Schiminowski, Anna, geb. **Falkowski**, aus Kyschienen, Kreis Neidenburg, jetzt Murmansker Straße 5 c, 06130 Halle, am 30. Juli

ZUM 94. GEBURTSTAG

Rutte, Charlotte, geb. **Rauter**, aus Wehlau, Gartenstraße, jetzt Dithmarscher Straße 5, 23539 Neumünster, am 29. Juli

Stumm, Grete, aus Malga, Kreis Neidenburg, jetzt Bredderstraße 9, 58285 Gevelsberg, am 31. Juli

ZUM 93. GEBURTSTAG

Schaak, Eva, geb. **Orböck**, aus Starkenberg, Kreis Wehlau, jetzt Aachener Straße 236, 50931 Köln, am 29. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Blank, Arthur, aus Klein Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Leipziger-Straße 48, 03238 Finsterwalde, am 1. August

Guse, Ella, geb. **Goerke**, aus Ibenwerder, Kreis Elchniederung, jetzt Welschenkamp 17, 47138 Duisburg, am 29. Juli

Jonuleit, Gertrud, geb. **Domass**, aus Bunhausen, Kreis Lyck, jetzt Am Höfchen 3 a, 51702 Bergneustadt, am 3. August

Well, Charlotte, geb. **Keipke**, aus Rogonnen, Kreis Treuburg, jetzt Engelfriedshalle 73, 72072 Tübingen, am 30. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Arndt, Meta, geb. **Appelt**, aus Teichacker, Kreis Ebenrode, jetzt Treptower Straße 15, 40789 Monheim, am 28. Juli

Fenske, Hedwig, geb. **Ollesch**, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Niklausstraße 15, 50389 Wesseling, am 28. Juli

Hofmeister, Ludwig, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Josef-Alberstötter-Ring 24, 85283 Wolnzach, am 2. August

Küßner, Edith, geb. **Sadlowski**, aus Kalthagen, Kreis Lyck, jetzt Mozartstraße 19, Pertes Heim, 53115 Bonn, am 1. August

Slamal, Gertrud, geb. **Herholz**, aus Ortelsburg, jetzt Geiserstraße 19, 82110 Germering, am 28. Juli

Tulikowski, Emilie, geb. **Wirtulla**, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Hang 1, 51347 Gummersbach, am 28. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Pollul, Franz, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Kapellenstraße 28, 29439 Lüchow, am 3. August

Preuß, Helmut, aus Bechau, Kreis Schwelg-Westpreußen, jetzt Penkesitz 16, 29451 Dannenberg, am 17. Juli

Weber, Edith, geb. **Bischoff**, verw. **Schillak**, aus Treuburg, Treuburger Bahnhofstraße 23, jetzt Pappelweg 69, 53177 Bonn, am 2. August

ZUM 85. GEBURTSTAG

Fenderl, Helene, geb. **Kelbassa**, aus Rohrdorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Hopfenberg 12, 95500 Heinersreuth, am 31. Juli

Gallinat, Gerhard, aus Lyck, Bismarckstraße 23, jetzt Brabeckstraße 4 c, 30559 Hannover, am 2. August

Gehrke, Irmgard, geb. **Chlench**, aus Schnippen, Kreis Lyck, jetzt Breslauer Straße 7, 59174 Kamen, am 29. Juli

Girod, Fritz, aus Eichhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Stütingsberg 51, 42281 Wuppertal, am 29. Juli

Glasnecke, Erika, geb. **Litzbarski**, aus Kownatken, Kreis Neidenburg, jetzt Schleifweg 7, 37081 Göttingen, am 31. Juli

Jamka, Luise Ilse, geb. **Ulrich**, aus Leinau, Kreis Ortelsburg, jetzt Fleherstraße 107, 40223 Düsseldorf, am 1. August

Jerowski, Ursula, geb. **Kewitz**, aus Tapiau, Kirchenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Kalkumer Straße 12, 47249 Duisburg, am 31. Juli

Judjohn, Erika, geb. **Schröder**, aus Watzum, Kreis Samland, jetzt Grabenstraße 12, 72631 Aichtal, am 3. August

Klein, Gertrud, geb. **Przygodda**, aus Fröhlichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Fritz-Neuber-Weg 3, 22305 Hamburg, am 31. Juli

Kleta, Heinrich, aus Duneiken, Kreis Treuburg, jetzt Blumenberg 19, 04758 Oschatz, am 1. August

Kneisel, Eva, geb. **Czychi**, aus Neumalken, Kreis Lyck, jetzt Dorothea-Veit-Straße 35, 07747 Jena, am 30. Juli

Marke, Gertrud, geb. **Bluhm**, aus Königsberg, Luisenallee 110, jetzt Gluckstraße 15, 23655 Lübeck, am 31. Juli

Paech, Herta, geb. **Gronski**, aus Kl. Steegen, Kreis Pr. Eylau, jetzt Schloßstraße 76, 49080 Osnabrück, am 23. Juli

Rehra, Kurt, aus Gordeiken, Kreis Treuburg, jetzt Bahlstraße 12, 31234 Edemissen, am 31. Juli

Rogalla, Günther, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Corrensstraße 6, 50733 Köln, am 31. Juli

Ruhrmann, Grete, geb. **Laniewski**, aus Saffronken, Kreis Neidenburg, jetzt F.-Ebert-Straße 295, 47178 Duisburg, am 29. Juli

Rutkowski, Ernst, aus Kattenau, Kreis Ebenrode, jetzt Sonnenbergstraße 11, 82647 Garmisch-Partenkirchen, am 28. Juli

Schröder, Margarete, geb. **Hamm**, aus Leißienen, Georgenberg, Kreis Wehlau, jetzt Berliner Straße 54, 40880 Ratingen, am 29. Juli

Syrbe, Else, geb. **Heibutzki**, aus Hochmühlen, Kreis Ebenrode, jetzt Georgierring 5, 04103 Leipzig, am 30. Juli

Tresp, Rosemarie, aus Glinken, Kreis Lyck, jetzt Über der Kirche 29, 31188 Holle, am 30. Juli

Trunschke, Edith, geb. **Nowotka**, aus Neidenburg, jetzt Platz der Solidarität 10 B, 18469 Velgast, am 30. Juli

Will, Fritz, geb. **Wilzopolski**, aus Millau, Kreis Lyck, jetzt Lornstraße 3, Wohnpark Harmonie, 24392 Süderbrarup, am 1. August

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bomba, Gerda, geb. **Piechot**, aus Tapiau, Memellandstraße, Kreis Wehlau, jetzt Ferdinandstraße 5-7, 45889 Gelsenkirchen, am 28. Juli

Brozio, Kurt, aus Ulrichsfelde, Kreis Lyck, jetzt Mielerstraße 28, 53359 Rheinbach, am 3. August

Brzezinski, Franz, aus Prostken, Bahnhofstraße 16, Kreis Lyck, jetzt Straße des Friedens 33, 09228 Wittgensdorf, am 28. Juli

Burggraf, Sabine, geb. **Komm**, aus Ostseebad Cranz, jetzt Großlerstraße 66 a, 37075 Göttingen, am 29. Juli

Diez, Ilse, geb. **Hammler**, aus Seesken, Kreis Treuburg, jetzt Hohe Feldstraße 14, 98529 Suhl, am 28. Juli

Hein, Gertrud, geb. **Urban**, aus Auerswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Gustav-Linden-Straße 10, 40978 Ratingen, am 30. Juli

Hoefert, Gerhard, aus Ortelsburg, jetzt Schöneberger Straße 72 G, 22149 Hamburg, am 3. August

Koch, Irmgard, geb. **Janischewski**, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Nahrungsberg 85, 35390 Gießen, am 31. Juli

Komosin, Erich, aus Rummau, Kreis Ortelsburg, jetzt Niedersand 4, 38527 Meine-Wedesbüttel, am 1. August

Larsson, Ursula-Johanna, geb. **Romanowski**, aus Steinkendorf, Kreis Lyck, jetzt Rodervägen 3 PL 6667, S 26294 Ängelholm, Schweden, am 3. August

Ludwig, Lotte, geb. **Eigenfeldt**, aus Mühlenkreuz, Kreis Elchniederung, jetzt Hasenberg 43, 29525 Uelzen, am 29. Juli

Mehlberg, Irene, aus Groß Lasken, Kreis Lyck, jetzt Hexentellerweg 34, 24145 Kiel, am 1. August

Mordas, Ingeborg, aus Ortelsburg, jetzt Ring der Bauarbeiter 61, 06766 Wolfen, am 21. Juli

Roziewski, Heinz, aus Saiden, Kreis Treuburg, jetzt Königstraße 161, 32427 Minden, am 3. August

Schattauer, Kurt, aus Willdorf, Kreis Ebenrode, jetzt Schloßgartenstraße 27, 55583 Bad Münster, am 29. Juli

Schimnossek, Kurt, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Hinsbergstraße 42, 42287 Wuppertal, am 29. Juli

Schröder, Edith geb. **Bienderra**, aus Orlau, Kreis Neidenburg, jetzt Schmalestraße 8, 78579 Neuhausen, am 31. Juli

Schultz, Rüdiger, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Klara-Zetkin-Straße 14, 16792 Zehdenick, am 2. August

Schulz, Ursula, geb. **Heske**, aus Rauschbach, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hauptstraße 20, 22946 Brunsbeck, am 30. Juli

Skorzik, Ernst, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Windmühlenberg 1, 17091 Wrodow, am 3. August

Steinbrecher, Gertraud, geb. **Riedel**, aus Garbseiden, Kreis Samland, jetzt Am Anger 9, 99986 Oberorla, am 30. Juli

Tessmer, Gerhard, aus Lyck, Hindenburgstraße 30, jetzt Zum Heseberg 4, 38126 Braunschweig, am 31. Juli

Thiel, Erika, aus Königsberg, jetzt Kurfürstenallee 26, 28211 Bremen, am 28. Juli

Wagner, Hildegard, geb. **Madsack**, aus Georgenthal, Kreis Mohrungen, jetzt Magzienstraße 3, 94501 Aldersbach, am 31. Juli

Weber, Erika, geb. **Keller**, aus Auglitten, Kreis Lyck, jetzt Kronsburger Straße 19, 24145 Kiel, am 31. Juli

Weiser, Gerda, geb. **Schwermer**, aus Grünlinde, Kreis Wehlau, jetzt Bergstraße 3, 77716 Haslach, am 3. August

Werner, Lore, geb. **Sadowsky**, aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Metzhof 3, 30659 Hannover, am 1. August



Enis, Michael, und Frau Ruth, **geb. Jäh: Jährling**, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Bürgermeister-Herb-Straße 5, 77723 Gegenbach, am 31. Juli

Schalwat, Heinz, aus Tilsit und Frau Maria, geb. Tilli, aus Merseburg, jetzt August-Bebel-Straße 38, 06217 Merseburg, am 31. Juli



Scharfschwerdt, Benno, aus Grünwiese, Kreis Heiligenbeil, und Frau Edith, geb. Chrzanowski, jetzt Bassumstraße 28, 49088 Osnabrück, am 31. Juli

Winski, Siegfried, aus Mohrungen und Frau Hildegard, jetzt Scharnhagener Straße 24, 24229 Dänischenhagen, am 2. August

»Wir gratulieren« auch im Internet-Archiv unter www.preussische-allgemeine.de

Hörfunk & Fernsehen

Sonnabend, 26. Juli, 14.30 Uhr, 3sat: Die Habsburger. Zwischen Escorial und Hradschin – Das geteilte Erbe

Sonnabend, 26. Juli, 20.15 Uhr, Phoenix: Damals in der DDR – Aufbruch in Trümmern

Sonntag, 27. Juli, 17.45 Uhr, hr: Unsere 60er Jahre

Sonntag, 27. Juli, 20.05 Uhr, N24: Das letzte Gefecht der Bismarck

Montag, 28. Juli, 20.15 Uhr, Phoenix: Deutsche in Amerika – Ins gelobte Land

Montag, 28. Juli, 22.50 Uhr, BR: Deutsche Spurensuche in Serbien-Montenegro

Mittwoch, 30. Juli, 21 Uhr, arte: Das Massaker von Katyn

Mittwoch, 30. Juli, 21 Uhr, arte: Allein gegen die Stasi – Das teuerste Flugblatt der Welt

Donnerstag, 31. Juli, 22.05 Uhr, N24: N24 History – Nylons, die künstliche Verführung

Freitag, 1. August, 20.15 Uhr, 3sat: Das Wetter und seine Propheten

Programm des Ostpreußischen Landesmuseums

Lüneburg – Noch bis 7. September 2008 läuft die Kabinettausstellung „Heydekrug und Holstein – Landschaften von Horst Skodlerrak“. „Museum erleben“ lautet die Devise jeden Dienstag, jeweils 14.30 Uhr bis 16.30 Uhr, Eintritt: 4 Euro (inklusive Kaffee, Tee und Gebäck).

Sommer-Ferienprogramm 4. bis 8. August 2008: Der kleine Guckkasten: Sommerlandschaften gestaltet und gemalt – Ein Ferienprogramm für Kinder von sieben bis zwölf Jahren. An insgesamt vier Werkstationen können die Kinder sich schöpferisch und handwerklich üben. Der Künstler Skodlerrak mit seinen kleinen Formaten wird die Teilnehmer anregen, selbst auf kleinen Hartfaserplatten mit Öl und Acrylfarbe zu malen, Rahmen für die Bilder zu bauen und verschiedene Drucktechniken auf Postkarten auszuprobieren. Als besondere Herausforderung werden wir wie ein Architekt Modelle bauen und in selbst hergestellten Guckkästen durch optische Täuschungen die große Welt im Kleinen entdecken.

Am letzten Tag der Ferienwoche sollen Eltern und Freunde in die erfahrenen Geheimnisse eingeweiht werden. In einer Ausstellung soll das kreative Ergebnis einer spannenden Woche präsentiert werden. Wann? 4. bis 8. August 2008, täglich von 13.30 bis 16.30 Uhr. Wo? Museumspädagogische Abteilung des Ostpreußischen Landesmuseums, Kosten: 28 Euro (inklusive Material) pro Kind für eine Woche, Anmeldung unter Telefon (0 41 31) 75 99 50.

Ostpreußisches Landesmuseum, Ritterstraße 10, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 75 99 50, Fax (0 41 31) 7 59 95 11

Westpreußische Landesmuseum

Münster – Das Westpreußische Landesmuseum bietet zur Zeit folgende Ausstellungen an:

Dauerausstellung; Westpreußen – Geschichte und Kultur des Landes am Unterlauf der Weichsel.

Sonderausstellung; noch bis zum 6. September 2008: Bernsteininklusen aus der Sammlung Otto Helm (1826–1902), Danzig.

Sonderausstellung; noch bis zum 31. August 2008: Die Geschichte der „Wilhelm Gustloff“. In Zusammenarbeit mit Heinz Schön (Zeitzeuge).

Das Museum ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr geöffnet. Westpreußisches Landesmuseum, Am Steintor 5, 48167 Münster, Telefon (0 25 06) 81 01 20, Fax (0 25 06) 8 10 12 14, E-Mail: westpreussisches-museum@t-online.de, Internet: www.westpreussisches-landesmuseum.de.

Tag der Heimat

Berlin – Die Auftaktveranstaltung zum Tag der Heimat (Leitwort: „Erinnern und verstehen“) findet am Sonnabend, 6. September, 12 Uhr, im Internationalen Congress Centrum (ICC) in Berlin statt. Als Redner sind vorgesehen. Erika Steinbach, Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, Dr. Wolfgang Schäuble, Bundesminister des Inneren, sowie Erzbischof Robert Zollitsch, Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz.

Geschichtsseminar der LO

Hamburg – „Ostpreußen in der frühen Neuzeit“ ist das Thema des diesjährigen Geschichtsseminars der Landsmannschaft Ostpreußen vom 26. bis 28. September 2008 im Ostheim in Bad Pyrmont. Auf dem Programm der von Dr. Sebastian Husen geleiteten Wochenendveranstaltung stehen Vorträge über die Reformation in Königsberg und die Politik Herzog Albrechts von Preußen, über die kirchlichen Zustände im Preußenland, zur Baugeschichte des Königsberger Schlosses, zur Preußischen Königskrönung von 1701, zur Einwanderung der Nassauer und über Ännchen von Tharau. Referieren werden u. a. Ruth Geede, Dr. Mario Glauert, Dr. Stefan Hartmann und Dr. Wulf D. Wagner sein. Die Seminargebühr beträgt 80 Euro. Vollverpflegung und Unterbringung im Doppelzimmer sind frei. Einzelzimmer stehen nur in beschränktem Umfang zur Verfügung. Anmeldeunterlagen sind erhältlich bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Frau Wölk, Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 - 35; Fax (0 40) 41 40 08 - 19; e-mail: woelk@ostpreussen.de.

Ostpreußen in der frühen Neuzeit

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT LANDESGRUPPEN



BUND JUNGES OSTPREUSSEN

Vors.: Stefan Hein, Geschäftsstelle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 4 14 00 80, E-Mail: schmelter@ostpreussen-info.de, Internet: www.ostpreussen-info.de

BJO-West – Das BJO-Wochenende in Rüdesheim am Rhein: Freitag, 29. bis Sonntag, 31. August. Ankunft Freitag abend, Sonnabend Wanderung um Rüdesheim, Sonntag Regionalversammlung des BJO-West. Anmeldungen bitte umgehend (vor allem wegen der Übernachtung) oder später (falls ohne Übernachtung). Anmeldungen von Mitgliedern und Interessenten unter E-Mail: bjo-west@ostpreussen-info.de.



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Tel. und Fax (07 11) 6 33 69 80

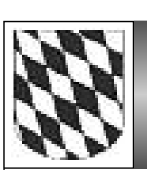
Lahr – Mitglieder und Freunde der Ost- und Westpreußischen Landsmannschaft machten sich auf die Reise in das Bundesland Mecklenburg-Vorpommern. Standort war die Hansestadt Wismar mit seinen ehrwürdigen Backsteinkirchen und historischen Giebelhäusern, seit 2002 Weltkulturerbe der Unesco. Von hier aus wurden Tagesausflüge unternommen; über die neue Rügenbrücke zur Insel Rügen, mit ihren herrlichen Baumalleen und natürlich der erlebnisreichen Kreideküste, dem Kreidefelsen am Königsstuhl. Eine Schiffsfahrt auf dem Müritzsee. Die Hansestadt Lübeck mit ihren Sehenswürdigkeiten, dem Hafen, dem Holstentor, der mächtigen Backsteinkirche St. Marien mit ihren Wappenfenster mit Inschriften deutscher Städte des Ostens. Lübeck war für über Hunderttausende Heimatvertriebene Zufluchtsort. Vor dieser Kapelle gedachten und gedenken noch heute Landsmannschaften in Gottesdiensten ihrer Toten, die fern ihrer Heimat ruhen. Natürlich wurde Marzipantorte und Niederegger Marzipan in Lübeck verkostet. Die Insel Poel war ein Ruhepunkt mit Wind und Wellengang. Nach einer langen Fahrt, aber mit vielen schönen Eindrücken von diesem Bundesland, so wie es im Mecklenburger Heimatlied heißt: Wo die grünen Wiesen leuchten weit und breit, wo die Ähren wogen zu der Erntezeit, wo die Kiefernwälder stehn am Ostseestrand – kehrten alle wieder in Lahr ein. Dank galt der Reiseleiterin Irma Barraud.

Metzingen – Das Ziel des Ausflugs der Landsmannschaft Ost- / Westpreußen und Pommern war die Schwarzwaldhochstraße. Vorstand Heinz Scheffler begrüßte die Reiseteilnehmer in dem bis auf den letzten Platz vollbesetzten Bus herzlich und lud sie ein, die Reize der 60 Kilometer langen und in den 30er Jahren gebauten Strecke von Freudenstadt nach Baden-Baden zusammen neu zu entdecken. Vorgesehen war, das mitgenommene „Zweite Frühstück", bestehend aus Kaffee, Kuchen und belegten Brötchen, in Freudenstadt auf Deutschlands größtem Marktplatz einzunehmen. Der Bus wurde in Freudenstadt wegen einer Festlichkeit jedoch umgeleitet, so daß auf einem gepflegten Ruheplatz auf dem Kniebis gefrühstückt wurde. Weiter ging's über Zuflucht, Schliffkopf, Ruhestein Richtung Mummelsee. Der Ausblick zwischen Ruhestein und Mummelsee ins Achertal, die nach dem Sturm Lothar verwüsteten und jetzt mit einem grünen Teppich bedeckten nicht wieder aufgeforsteten riesigen kahlen Waldflächen und die Informationen über einige nicht mehr bestehende bekannte teilweise abgebrannte Hotels lieferten Diskussionsstoff. Nächste Station war das Berg-Hotel Mummelsee. Der Blick fiel auf den dunkelgrünen sagenumwobenen im Wald liegenden See, an seinem Ufer als einziges Gebäude das vor kurzem durch Flammen zerstörte über 100 Jahre alte große Hotel, vor dem die Boote wie Dekoration im Wasser schaukelten. Angrenzend der Parkplatz, auf dem sich viele Motorradfahrer trafen, und ein langes Holzgebäude mit einem offenen Backofen. Frisches Brot duftete über das Gelände. Manche hockten gemütlich auf dem bestuhlten Parkplatz bei frischem Brot und Schwarzwälder Schinken oder Marmelade. Weiter ging es mit Blick auf die Hornisgrinde (1164 Meter) zur Höhengaststätte Hundseck zum angemeldeten Mittagessen. Wohltuend die heimelige Atmosphäre und das gute Essen. Dann wurde das letzte Ziel an der Schwarzwaldhochstraße, Baden-Baden, angefahren. Der Nachmittag stand zur freien Verfügung. Hier in Baden-Baden ist auf engstem Raum Lebensfreude pur! Ob ein Spaziergang zum Kurhaus, Trinkhalle, Theater, Museum Frieder Burda, Casino, zu den kleinen, feinen Länden der Kolonnade, überall Musik aus der Konzertmuschel, und vor allem das Entdecken des Kurparks, alles begeisterte. Die Liebhaber von Rosen gingen im Kurgarten in den Rosengarten. Bei den Kennern wird Baden-Baden als heimliche Rosenhauptstadt Deutschlands gehandelt. Rosenbögen überspannen die Wege, Beete und Wiesen quellen über vor farbenprächtigen Blüten, rosenumrankte Lauben laden mit bequemen Sitzbänden zum Ruhen ein, prächtige Rosen in allen Farben und Düften, egal wohin man blickt. Und zum Ausklang des unterhaltsamen Nachmittags traf man sich in den Straßencafés der Innenstadt und war vom Ausflug „Im Ländle" begeistert. Bei der Heimreise bedankte sich Heinz Scheffler bei allen Teilnehmern fürs Mitmachen und für die Disziplin bei der Einhaltung der Termine, die das Wiederentdecken der Schönheiten der Schwarzwaldhochstraße ermöglichte.

Schwäbisch-Hall – Heimatnachmittag am Mittwoch, dem 6. August, Vortrag von Hans-Dieter Krauseneck „Die Salzburger Emigranten". Mitglieder und Freunde sind herzlich eingeladen. Die Verantaltung findet im Hotel Sölch, Hauffstraße in Schwäbisch Hall statt. Beginn 19.30 Uhr.

Schwenningen – Donnerstag, 7. Juli, Spaziergang der Wandergruppe. Treffen um 10.20 Uhr vor dem Schwenninger Bahnhof.

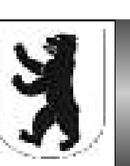
Stuttgart – Dienstag, 5. August, 17 Uhr. Die Landsmannschaften treffen sich zur „Chartafeier" auf dem Schloßplatz bei der eingelassenen Gedenktafel. Auch unsere Kreisgruppe sollte bei diesem Gedenken an die Verkündung der Charta der Heimatvertriebenen zahlreich vertreten sein! Mit Ansprachen und Musikstücken wird dieser zukunftsweisenden Charta hier am Ort der Verkündigung feierlich gedacht.



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

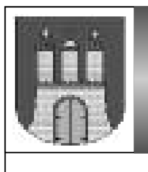
Landshut – Dienstag, 5. August. Treffen im Café Klausenberg um 14 Uhr, Vorschläge fürs Wandern oder Spazierengehen werden nachgereicht.



BERLIN

Vorsitzender: Rüdiger Jakesch, Geschäftsstelle: Stresemannstraße 90, 10963 Berlin, Zimmer 440, telefon (0 30) 2 54 73 43 Geschäftszeit: Donnerstag von 13 Uhr bis 16 Uhr Außerhalb der geschäftszeit: Marianne Becker, Telefon (0 30) 7 71 23 54

Berlin – Das Sommertreffen der Kreisbetreuer der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Berlin sollte in diesem Jahr nicht im „Vereinsheim", den Enzian-Stuben, stattfinden. Man traf sich im Grünen. Der Wetterbericht versprach einen sonnigen Tag, und er behielt recht. Die Kreisbetreuer, die sich am 1. Juli auf den Weg gemacht hatten, erkannten einmal mehr, welche Ausmaße Berlin hat. Besonders wenn der Treffpunkt im äußersten Norden liegt. So brauchten einige von ihnen mehr als 1,5 Stunden für die Reise nach Heiligensee, einem ländlich anmutenden Vorort Berlins. Aber die Reise lohnte sich! In der Einladung hieß es: „Wir wollen das Wetter nutzen und zusammen grillen." Mußte man also Holzkohle und eine Grillschürze mitbringen? Aber als die Kreisbetreuer in kleinen Grüppchen oder solo am Platz des Geschehens eintrafen, verriet ein vielversprechender spezifischer Grill-Bratenduft, wo die Gartenanlage zu finden war und daß der Grill schon in Aktion war. Folglich blieb der offizielle Teil kürzer als sonst. Rüdiger Jakisch, der Vorsitzende der Berliner Landsmannschaft Ostpreußen, beschränkte sich auf wenige, aktuelle Informationen: Zukünftige Aktionen, Veranstaltungen und Vorhaben der Berliner Landsmannschaft. Selbst die abwärts gerichtete Entwicklung der Mitgliederzahlen konnte an diesem Sommertag keinen nervös machen. Der Hausherr Joseph Lirche, Kreisbetreuer von Gumbinnen, hatte für dieses Treffen im Grünen in seiner Gartenanlage ein Partyzelt aufgebaut und das Treffen bestens organisiert. Das Fleisch hatte die gewünschte Grillqualität. Die Hausfrau sorgte dafür, daß verschiedene Salate und Zutaten das Essen abrundeten. Der Hausherr stellte sicher, daß Getränke, auch solche mit Dreisternqualität, angeboten wurden. Das war östliche Gastfreundschaft, wie sie im Buche steht. Witzig und originell war die Ankündigung zum Essen. Ein Waldhorntrio blies waidmannsgerecht Jagdsignale. Und weil diese Überraschung gut ankam, bliesen sie ein zweites Mal nach dem Essen. Eine Stimmungslage entwickelte sich, in der die alten Veteranen Erlebnisse und Ereignisse aus der Geschichte der Berliner Landsmannschaft zum besten gaben. Die jüngeren und neuen Kreisbetreuer sahen das als Chance, sich im Verein zu orientieren und Fährte aufzunehmen, denn es kommen weitere Veranstaltungen, für die brauchbare Ideen gesucht werden.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Hans Günter Schattling, Helgolandstraße 27, 22846 Norderstedt, Telefon (0 40) 5 22 43 79

LANDESGRUPPE

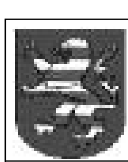
Sonnabend, 9. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe zum Sommerfest im Landhaus Walter, Hindenburgstraße 2, U-Bahn Borgweg links Richtung Stadtpark. Der LAB-Chor unter Leitung von Dieter Dziobaka singt Sommer-, Spaß- und Spottlieder sowie beliebte alte Schlager unter Mitwirkung einer kleinen Instrumentalgruppe. Der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Ostpreußen-Platt Bielefeld, Siegfried Grawitter, berichtet aus seiner Arbeitsgruppe und trägt auf Platt Kurzgeschichten vor. Der Eintritt ist frei, Kaffeegedeck 8 Euro. Anmeldungen bis zum 25. Juli beim Gruppenleiter. Gäste herzlich willkommen. Anmeldung bei Hartmut Klingbeutel, Telefon (0 40) 44 49 93.

BEZIRKSGRUPPEN

Hamburg / Billstedt – Dienstag, 5. August, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Ärztehaus, Restaurant, Möllner Landstraße 27, 22111 Hamburg. Gäste willkommen. Anmeldung bei Amelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 28. Juli, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld (mit dem Bus 443 bis Waldquelle). Herr Müller hält einen Vortrag über die Entstehung und Geschichte Preußens und besonders Ostpreußens.

Hanau – Jeden zweiten Mittwoch im Monat findet das Treffen der Frauengruppe um 15 Uhr im Café Menges statt.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Kassel – Dienstag, 5. August. Erstes Treffen nach der Sommerpause am gewohnten Ort im Restaurant „Alt-Süsterfeld", Eifelweg. Ab 15.30 Uhr spricht Herr Dr. Boehlke, Kassel, über „das Bernsteinzimmer".

Wiesbaden – Das Monatstreffen stand unter der Überschrift „Auf der Suche nach der Barmherzigkeit". Studiendirektor Eckhard Scheld von der Wilhelm-von-Oranien-Schule in Dillenburg berichtete über das erste gemeinsame deutsch-russische Medienprojekt seiner Schüler mit russischen Studentinnen der Immanuel-Kant-Universität aus Kaliningrad / Königsberg. In ihrer Dokumentation zeichneten die jungen Menschen den durch die Kriegsereignisse ausgelösten Weg der Diakonissen des Königsberger „Krankenhauses der Barmherzigkeit" nach: von Ostpreußens Hauptstadt, wo die Einrichtung am 18. Mai 1850 im Hinterroßgarten entstanden war, bis zum neuen Domizil auf den Altenberg bei Wetzlar. Zur Einführung seines Vortrags zeigte der Referent den während der Projektarbeit entstandenen 20minütigen Dokumentarfilm „Flucht, Vertreibung und Neuanfang". In den zahlreichen Interviews mit den letzten Diakonissen, die noch in Ostpreußen ihren Dienst taten, den Orten und Häusern, in denen die Schwesternschaft wirkte, werden knapp 160 Jahre Geschichte des Königsberger Krankenhauses der Barmherzigkeit wieder lebendig. Der mehrfach ausgezeichnete Film, der unter anderem den 1. Preis des hessischen Schülerwettbewerbs 2005/2006 und den Gumbinner Heimatpreis 2007 erhielt, ist trotz technischer Schwierigkeiten und Widerstände verschiedener Personengruppen und Institutionen in nur sechs Wochen gedreht, geschnitten und vertont worden. „Den Schülern dieser Reportage ging es darum, exemplarisch das Thema Flucht, Vertreibung, Integration in Hessen und neue Wege zur Verständigung am Beispiel des Schicksals der Diakonissen des ehemaligen ‚Krankenhauses der Barmherzigkeit' in Königsberg aufzuzeigen", sagte Scheld zu der beispielhaften und

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung von Seite 18

lobenswerten Arbeit. Im Oktober 2006 wurde eine russische Fassung der Dokumentation erstellt und von zwei Schülern der Oberschwester Natascha Androsowa in Königsberg überreicht. Besonders während des Krieges und bis zur Ausweisung aus Königsberg im Jahre 1948 haben die Diakonissen in Ostpreußen wertvolle Arbeit geleistet. Daß die Schwestern während und nach der Eroberung Königsbergs 1945 dort blieben und unter Lebensgefahr die Kranken betreuten und pflegten, beeindruckte die Jugendlichen sehr. Über Berlin gelangten die Schwestern 1953 nach Oberbiel bei Wetzlar, wo sie im wiederaufgebauten alten Kloster auf dem Altenberg eine neue Bleibe fanden. Der Neuanfang gestaltete sich zwar schwierig, dennoch konnten sie zwei Jahre später die Einweihung ihres Mutterhauses feiern. Zum jetzigen Gebietskrankenhaus in Kaliningrad / Königsberg besteht rege Verbindung. Auch die Jugendlichen des Projekts haben weiterhin regelmäßigen Kontakt und Erfahrungsaustausch. Bei ihrem letzten Treffen in Berlin legten sie zum Gedenken 50 Nelken auf die Gräber der einstigen Diakonissen. Mit der zum 60. Jubiläum der Landsmannschaft herausgegebenen Dokumentation „Den Kummer von der Seele schreiben" mit 13 Erlebnis- und Schicksalsberichten über Flucht und Vertreibung ihrer Landsleute dankte der Vorsitzende Dieter Schetat dem Referenten für seinen mit viel Beifall bedachten Vortrag. Großzügig zeigten sich die Besucher beim Spendenaufruf für das Kranken- und Mutterhaus. Es kamen rund 290 Euro zusammen!

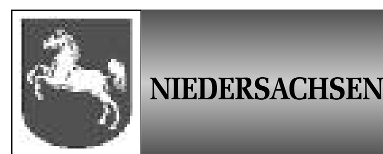


MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Güstrow – Am Sonntag, dem 17. August, sind alle Ermländer mit ihren Angehörigen zum 12. Ermländertreffen in Güstrow herzlich eingeladen. Um 12 Uhr beginnt die heilige Messe mit dem Visitator der Ermländer, Herrn Mgr. Dr. Lothar Schlegel, in der St.-Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Güstrow, Grüne Straße 23-25 (Nähe Bahnhof). Im Gemeindehaus neben der Kirche ist im Anschluß für Mittagessen und eine Kaffeetafel mit gemütlichem Beisammensein gesorgt. Um 16.30 Uhr folgt die Ermländische Vesper. Anmeldungen bis zum 13. August erbeten an: Frau Hildegard Neumann, Hageböcker Mauer 27, 18273 Güstrow, Telefon (0 38 43) 68 74 42.

Schwerin – Am Sonnabend, dem 27. September 2008, treffen sich von 10 bis 17 Uhr die Ostpreußen aus ganz Mecklenburg-Vorpommern in der Sport- und Kongreßhalle Schwerin, Wittenburger Straße 115. Erwartet werden mehr als 2000 Besucher. Angehörige und Interessenten von nah und fern sind ebenfalls herzlich eingeladen. Alle 40 ostpreußischen Heimatkreise sind wie immer an Extra-Tischen ausgeschildert. Die Gäste erwartet ein reiches Informations- und Kulturprogramm. Angesagt haben sich das Landespolizeiorchester M-V, die Chöre der deutschen Minderheit aus Masuren und dem Memelland, der Kant-Chor aus Gumbinnen und Heimatsänger Bernstein. Für das leibliche Wohl, eine große Auswahl Heimatliteratur, Bärenfang und genügend Parkplätze gleich an der Halle ist gesorgt. Busse und Fahrgemeinschaften werden durch die örtlichen Ostpreußen-Gruppen organisiert – bitte dort erkundigen. Weitere Informationen gegen Rückporto bei: Manfred Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstr. 30 b, 31275 Lehrte, Tel. (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Str. 122, 29223 Celle, Tel. (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Tel. (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto v. Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Tel. (0 59 01) 29 68.

Bad Bevensen – Sommerfest der Ost- und Westpreußen. Um auch den nicht mehr so beweglichen Ost- und Westpreußen die Möglichkeit zur Teilnahme an der jährlich stattfindenden Sommerveranstaltung zu geben, fand in diesem Jahr keine Ausflugsfahrt, sondern Ende Juni ein sogenanntes Sommerfest in den Räumen des Bad Bevenser Kurhauses statt. Neben den in sehr großer Zahl erschienenen Mitgliedern konnte der Vorsitzende Kurt Arndt die Landesvorsitzende der Ostpreußen in Niedersachsen, Frau Dr. Loeffke, sowie den Bezirksvorsitzenden, Herrn Kirrinnis, begrüßen. Nach einer ausgiebigen Kaffee-Tafel wurde gesungen, getanzt, gezaubert und der Heimat gedacht. Der Vorsitzende dankte für die musikalische Umrahmung dem Ehepaar Reinke aus Bienenbüttel, der Bienenbüttler Tanzgruppe, dem Zauberer Herrn Maschke aus Bad Bevensen und allen, die zum Gelingen des Nachmittages beigetragen hatten. Frau Dr. Loeffke, die ein Grußwort sprach, und Herr Kirrinnis hatten für den Vorsitzenden eine Überraschung parat. Sie überreichten Kurt Arndt für dessen langjährigen Einsatz für Heimat und Vaterland das von der Landsmannschaft Ostpreußen verliehene Ehrenzeichen.

Celle – Auf ihrer ersten Ausflugsfahrt in diesem Jahr besuchten die Mitglieder und Gäste der Landsmannschaft Ostpreußen, Kreisgruppe Celle, in Suderburg (Landkreis Uelzen) das Museumsdorf Hösseringen. Unter fachkundiger Führung wurde das Freilichtmuseum mit alten Bauten der Lüneburger Heide, die dorthin umgesetzt worden sind, besichtigt. Derzeit befinden sich 26 Gebäude auf dem Gelände. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Kötnerhaus und dem Brümmerhof, beides im 17. Jahrhundert entstandene Bauernhäuser, gewidmet. Die dazugehörenden Gärten entsprechen der Bepflanzung zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Genauer betrachtet wurden auch noch eine Schmiede und eine Dauerausstellung mit alten Maschinen. Zum Abschluß wurde das Café „Haus am Landtagsplatz" aufgesucht, wo etwas für das leibliche Wohl getan wurde.

Oldenburg – Der Sommerausflug führte nach Norden zur Gnadenkirche Tidofeld. Das ehemalige, aus einer Barackenkirche eines Flüchtlingslagers hervorgegangene evangelisch-lutherischen Gotteshaus soll für eine „Dokumentationsstätte zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Niedersachsen und Nordwestdeutschland" genutzt werden. Das ehrgeizige Projekt wird vom Ev.-luth. Kirchenkreis Norden getragen und von einer engagierten Projektgruppe aus Historikern, Theologen und Bürgern Nordens unterstützt. Pastor Lambertus, der Geschäftsführer dieses Projektes, begrüßte die Gruppe sehr herzlich und zeigte den Gästen in einer Videopräsentation die Geschichte des Flüchtlingslagers Tidofeld bis 1960, Ziele, Aufgaben und Perspektiven ihres Vorhabens, für das der Ministerpräsident Niedersachsens die Schirmherrschaft übernommen hat. Auch hat der Landesvater kürzlich die Kirche besucht. Die in der Kirche vorbereitete Ausstellung aus Anlaß seines Besuches und des Ostfriesischen Kirchentages paßte sehr gut zur Besichtigung. Pastor Lambertus beantwortete geduldig die vielen Fragen, da die Ostpreußen sich selber als Teil dieser hier zu dokumentierenden Geschichte fühlen. Die Ausflügler haben sie in vielen Facetten miterlebt und nicht vergessen. Zum Kaffeetrinken erwartete die Reisenden dann der BdV-Kreisverband Norden in seiner Ostdeutschen Heimatstube, mit reichlich Kaffee und herrlich schmeckendem Kuchen. Die Vorsitzende, Frau Wenk, begrüßte die Besucher und bediente sie mit ihren Helfern ganz vorzüglich. Einige Teilnehmer machten dann noch einen kurzen Abstecher in die Fußgängerzone Nordens, bevor die Gruppe sich um 17.30 Uhr auf die Heimfahrt machte. Im August ist Sommerpause. Am 10. September beginnen die Veranstaltungen des restlichen Jahres mit einem Diavortrag des Ehepaares Lubenau über seine Reise nach Ostpreußen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstr. 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Montag, 4. August, Zusammenkunft der Frauengruppe Ost- und Westpreußen in der Wilhelmstraße 13, 6. Stock.

Gütersloh – Dienstag, 22. Juli, Treffen der Ostpreußischen Mundharmonika-Gruppe in der Elly-Heuss-Knapp-Schule, Moltkestraße 13, Kontakt: Bruno Wendig, Telefon 5 69 33.

Hagen – Wie in jedem Jahr, so stand auch 2008 der Sommerausflug wieder für die Mitglieder und Freunde der Kreisgruppe auf dem Programm. Und immer wieder stellt sich die Frage, wohin und wo waren wir noch nicht. Da hatte unser Vorsitzender Herbert Gell eine geniale Idee: Wie wäre es mit einer Dampferfahrt auf der Weser? Und so arbeitete er folgendes Programm aus: Fahrt von Hagen mit dem Bus nach Rinteln. Von dort zirka 30 Kilometer stromaufwärts bis zur Rattenfängerstadt Hameln. Während der Fahrt gab es ein opulentes Grillbüfet auf dem Schiff. Nach einem zirka einstündigen Aufenthalt in Hameln ging es weiter per Bus nach Bad Karlshafen. Dort erwartete uns ein reichliches Abendessen. Wir hatten auch mit dem Wetter Glück und so erreichten wir gegen 21 Uhr wieder heimatliche Gefilde mit dem Gefühl, wieder einmal mit Freunden einen wunderschönen Tag erlebt zu haben.

Haltern – Donnerstag, 7. August. Monatsversammlung in der Gaststätte „Kolpingtreff", Beginn 15 Uhr.

Helmstedt – Die wöchentliche Wassergymnastik findet jeden Donnerstag um 8.30 Uhr im Hallenbad statt.

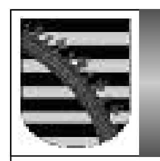
Mönchengladbach – 4. August, Treffen der Frauengruppe um 15 Uhr im Lokal „Bürgerklause".



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

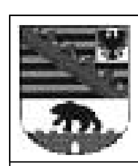
Mainz – Freitag, 1. August, 13 Uhr, Treffen der Gruppe zum Kartenspielen im Café Oase, Schönbornstraße 16, 55116 Mainz.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Gahlenzer Straße 19, 09569 Oederan, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag, 9 bis 15 Uhr.

Chemnitz – Zum Heimatnachmittag am 28. Juni hatte die Vorsitzende der Kreisgruppe Olbernhau, Dietlinde Böhme, alle Landsleute und Gäste ganz herzlich in den Erzgebirgshof Lengefeld eingeladen. Als Ehrengast begrüßte Dietlinde Böhme besonders herzlich die Landeskulturbeauftragte Hannelore Kedzierski mit ihrem Gatten. Frau Kedzierski führte beim Klang der Glocken vom Königsberger Dom die Totenehrung durch. Anschließend sprach sie über die vielseitige ehrenamtliche Arbeit der Vorstandsmitglieder der Ost- und Westpreußen der Landesgruppe Sachsen e. V. Das Gesangstrio „Olbernhau" unter der Leitung von Heiner Stephanie erfreute alle Teilnehmer mit schwungvoller Musik und frohen Liedern der Heimat. Die verschiedensten Instrumente wurden dabei eingesetzt, und alle sangen fröhlich mit. Die Musikanten Heiner und Ingrid Stephanie und Siegmund Spiegelhauer brachten unseren Landsleuten viel Verständnis entgegen und die Heimat wird in unserem Herzen immer weiterleben. Für die wunderbare Darbietung sagen wir der Gruppe aus Olbernhau den herzlichsten Dank. Es war ein erlebnisreicher Heimatnachmittag mit anschließend guten Gesprächen. Dietlinde Böhme bedankte sich bei allen Landsleuten und Gästen für ihr zahlreiches Erscheinen und gab wichtige Informationen für die Zukunft bekannt. Bis zum Wiedersehen die beste Gesundheit und alle guten Wünsche gehen mit auf den Weg. In Gedanken sind wir durch unsere gemeinsame Heimat für immer verbunden.

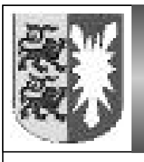


SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Gardelegen – Mittwoch, 6. August, Busfahrt nach Spreewald

Magdeburg – Dienstag, 5. August, 13.30 Uhr bis 16 Uhr, Stickerchen in der Immermannstraße.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Tel. (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Oldesloe – Am Nachmittag der Ost- und Westpreußen im Juli berichtete Ulrich Klemens über sein Heimatdorf Buchwethen (ab 1938 Ansorge), das zum Kirchspiel Skören gehörte und im Kreis Elchniederung lag. Skören zog sich vier Kilometer entlang der Gilge hin. Die Kirche wurde erst 1932 geweiht. Bis dahin fanden die Gottesdienste in der Schule statt. Ulrich Klemens sprach über seinen elterlichen Hof, auf dem bis zur Flucht fünf Kinder aufwuchsen. Die Bewohner des Dorfes lebten von der Landwirtschaft, auch einige Handwerker waren im Dorf ansässig. Als die Familie auf die Flucht gehen mußte, war der Vater schon gefallen. Die erste Bleibe fanden sie in der Altmark. Der Nachmittag stand unter dem Motto „Geh' aus mein Herz und suche Freud' in dieser schönen Sommerzeit." Die Geburtstagskinder des Monats waren Frau Neppessen und Klaus Klemens. Im August wird uns eine Teilnehmerin über ihr Heimatdorf und das Leben dort berichten.

Bad Schwartau – Donnerstag, 7. August, Herbstfahrt

Neumünster – Dienstag, 5. August, Tag der Heimat in der Holstenhalle, Programmgestaltung durch Kreisgruppe Schlesien.

Uetersen – Freitag, 8. August, 15 Uhr, Treffen im Haus „Ueterst End". Auf dem Programm steht ein Musiknachmittag mit dem Ehepaar Froh aus Kaltenkirchen.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben

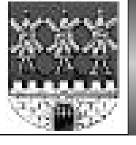


RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Einladung zur Mitgliederversammlung und Kreistagssitzung am Sonntag, 24. August, 11.30 Uhr, in der Niederrheinhalle Wesel anläßlich unseres diesjährigen Heimattreffens. Tagesordnung: 1. Begrüßung 2. Feststellung der Anwesenden und Genehmigung des Protokolls vom Vorjahr 3. Bericht des Kreisvertreters 4. Kassen- und Prüfungsbericht 5. Entlastung des Vorstandes und der Kassenführung 6. Haushaltsplan 2009 7. Heimatbriefe „Rund um die Rastenburg" 8. Bildband und Chronik 9. Rastenburger Treffen 2008 / 2009 10. Verschiedene Anträge beziehungsweise Vorschläge zur Tagesordnung sind bis zum 10. August einzureichen.

Programm des 52. Hauptkreistreffens am 23. und 24. August in Wesel – Sonnabend, 23. August, 9.30 Uhr, Abfahrt mit dem Bus ab Hotel Kaiserhof zum Friedhof. 10 Uhr Kranzniederlegung auf dem Friedhof in Wesel an der „Trauernden Vesalia", Caspar-Baur-Straße. 10.30 Uhr Kranzniederlegung am Ehrenmal an der Schillkaserne in Wesel. 14 Uhr: gemütlicher Nachmittag im Biergarten des Hotels Kaiserhof. 19 Uhr: geselliges Beisammensein und Lichtbilder aus der Stadt und dem Kreis Rastenburg im großen Saal der Niederrheinhalle Wesel. Sonntag, 24. August, 10 Uhr, ev. Gottesdienst im Willibrordidom Wesel durch Pfarrerin Martin Biebersdorf beziehungsweise 10 Uhr, kathl. Gottesdienst, St. Martini Wesel. 14.30 Uhr, Hauptkreistreffen in der Niederrheinhalle Wesel: Musikeinführung Blasorchester Wesel-Bislich, Begrüßung durch Kreisvertreter Hubertus Hilgendorff, gemeinsames Lied „Land der dunklen Wälder", Ansprachen von Heinrich Friedrich Heselmann, stellvertretender Landrat des Kreises Wesel, Volker Haubitz, stellvertretender Bürgermeister der Stadt Wesel, mit Zwischenspiel Blasorchester Wesel-Bislich. 16 Uhr: Großer Zapfenstreich durch Blasorchester Wesel-Bislich und Tambourcorps Wesel-Fusternberg. 16.30 Uhr, geselliges Beisammensein und Tanz.



SCHLOSSBERG (PILLKALLEN)

Kreisvertreter: Arno Litty, Telefon (0 30) 7 03 72 62 Britzer Straße 81, 12109 Berlin. Geschäftsstelle: Renate Wiese, Tel. (0 41 71) 24 00, Fax (0 41 71) 24 24, Rote-Kreuz-Straße 6, 21423 Winsen (Luhe)

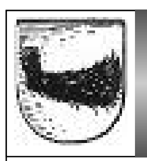
Gerhard Preikschat, ein verdienter Ostpreuße, wird am 25. Juli 2008 75 Jahre – Die Kreisgemeinschaft Schloßberg würdigt den Einsatz und die Arbeit von Gerhard Preikschat an seinem 75. Geburtstag. Als Organisator bedeutender Treffen der Kreisgemeinschaft Schloßberg in Meiningen hat sich Gerhard Preikschat sehr verdient gemacht. Schon 1991 – also zwei Jahre nach der politischen Wende – gehörte er zu den „Gründervätern" der ersten Kreisgruppe der Ost- und Westpreußen in Meiningen. Neben den Veranstaltungen der Landsmannschaft in Meiningen organisierte Gerhard Preikschat 1995 das erste Regionaltreffen der Heimatkreise Ebenrode und Schloßberg in Meiningen im Saal des Reichsbahnausbesserungswerkes, zu dem 500 Landsleute erschienen waren. Auch 1996 und 1997 konnten wir noch jeweils 400 und 300 Landsleute begrüßen. In den Jahren 1998 und 1999 konnten beide Heimatkreise in der neu erbauten „Multihalle" in Meiningen noch je 150 Landsleute empfangen. Zur Organisation dieser Veranstaltungen gehörte natürlich neben der Gestaltung der Feierstunde auch die Versorgung der Besucher und deren Unterbringung in den Hotels in Meinigen. Auch bei dieser Aufgabenbewältigung zeigte sich Gerhard Preikschat immer wieder einfallsreich.

Die Treffen sind in den letzten Jahren überschaubarer geworden. Die ehemaligen Schirwindter treffen sich immer im Restaurant „Schlundhaus" und tauschen Erinnerungen aus. Mit seiner Phantasie gestaltet Gerhard Preikschat die Treffen sehr abwechslungsreich. So hatte er den Superintendenten der Meininger Stadtkirche dafür gewinnen können, einen Gottesdienst zum 10. Treffen der Schirwindter zu gestalten. Der Superintendent hatte die Aufgabe, einen Brückenschlag von einem Täufling aus der Stadt Meiningen zu den Schirwindtern zu vollziehen, was ihm gut gelang. „Keiner kann es von uns beeinflussen, in welche Zeit er hineingeboren wird" waren

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 20

seine Worte, wobei sicher die Gedanken der Schirwindter zu ihrem Heimatort und zur Flucht und Vertreibung vor 60 Jahren zurückgingen. Ich habe bei all den Treffen den Eindruck gewonnen, daß die früheren Bewohner der östlichsten Stadt Deutschlands ihrer Heimatstadt besonders verbunden sind, weil sie heute dem Erdboden gleich gemacht worden ist. Besonderen Dank sagen wir einigen Bewohnern der litauischen Nachbarstadt Kudirkos Naumiestis (Neustadt), die in einem städtischen Museum und in einem privaten Museum die Erinnerung an Schirwindt aufrechthalten. In den letzten Jahren hat Gerhard Preikschat dafür gesorgt, daß die ehemaligen Schirwindter einen Theaterbesuch in der Theaterstadt Meiningen wahrnehmen konnten. 2003 war es Gerhard Preikschat und seiner Frau Brigitte vergönnt, die litauische Nachbarstadt Neustadt (Kudirkos Naumiestis) mit einer Reisegruppe von fast 40 Personen zu besuchen und dabei auf das Gelände der früheren Stadt Schirwindt zu blicken. Auch ist es Gerd Preikschat gelungen, ein gutes Verhältnis zu der Stadtverwaltung von Meiningen aufzubauen, so daß der Bürgermeister von Meiningen fast jedes Mal an den Treffen der Schirwindter teilgenommen hat. Auch hat Gerhard Preikschat es erreicht, daß die Meininger Tagespresse immer objektiv über die Treffen berichtet hat. 2005 überraschte er die Schirwindter Landsleute mit der Herausgabe eines Bildbandes über Schirwindt, in dem man Bilder vom früheren Schirwindt, aber auch aktuelle Bilder von der Reise nach Neustadt (Kudirkos Naumiestis) und von den Treffen in Meiningen bewundern kann.

Welche Biographie kann eine Persönlichkeit wie Gerhard Preikschat so entwickeln, seine Heimatverbundenheit auf seine Landsleute zu übertragen, so daß in diesem Jahr das 14. Regionaltreffen vom 25. bis 27. Juli zu erwarten ist. Gerhard Preikschat wurde am 25. Juli 1933 in Schirwindt, Kreis Schloßberg (Pillkallen) geboren. Er wuchs mit drei älteren Geschwistern auf. Nach dem Besuch der Volksschule in Schirwindt von 1940 bis 1944 setzte er den Schulbesuch in Reichenbach im Vogtland bis 1945 fort, um dann in Sulzfeld von 1945 bis 1948 und in Meiningen von 1948 bis 1950 an der Oberschule den Schulbesuch abzuschließen. Auch Gerhard Preikschat mußte am 31. Juli 1944 mit der Familie Schirwindt verlassen und kam dann über verschiedene Stationen nach Sulzfeld in den Kreis Meiningen. Er absolvierte eine Ausbildung zum Großhandelskaufmann in Meiningen und war als Buchhalter, Branchenleiter und schließlich 25 Jahre lang im Außendienst im Bezirk Suhl tätig. Seit 1960 ist Gerhard Preikschat mit Brigitte Avemark verheiratet. Nach einer schweren Operation im Jahre 1986 ist Gerhard Preikschat Invalidenrentner. 1995 wurde Gerhard Preikschat Mitglied des Kreistages der Kreisgemeinschaft Schloßberg und 1999 mit dem Silbernen Ehrenzeichen ausgezeichnet. Wir haben Gerhard Preikschat für seinen Einsatz sehr zu danken und wünschen ihm für sein weiteres Schaffen eine stabile Gesundheit und viel Erfolg.



SENSBURG

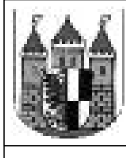
Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstr. 9, 32602 Vlotho, Tel. (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer", Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstr. 15, 42849 Remscheid.

Elftes Kirchspieltreffen Ukta – Das elfte Treffen des Kirchspiels Ukta fand am 7. Juni in Hemer statt. Die Begrüßung begann mit dem gemeinsamen Gesang des Ostpreußenliedes, musikalisch begleitet mit Mandoline und Ziehharmonika von den Eheleuten Helga und Friedhelm Hoffmann. Anschießend hieß Kirchspielvertreter Rolf W. Krause die Teilnehmer herzlich willkommen. Er übermittelte Grüße seines fast 88jährigen Vorgängers im Amt, Max Krassowski, und seiner Stellvertreterin Margot Aßmann, die leider nicht kommen konnten, und verlas ein Grußwort des Kreisvertreters Siegbert Nadolny. Weiterhin bedankte er sich bei Vater und Sohn Walter und Norbert Kratz für die immer gute Organisation des großen Festes sowie bei Pfarrer Braun für die stets gastliche Aufnahme in der Ebbergkirche, in der traditionsgemäß um 11 Uhr der Festgottesdienst stattfand, der musikalisch begleitet wurde von dem Uktaer Gitarrenchor unter Leitung von Frieda Becker. – Krause stellte fest: „Vor zwei Jahren feierten wir ein Jubiläum, wir trafen uns zu unserem zehnten Treffen. Aber auch unser heutiges Treffen hat Jubiläumscharakter. Vor genau 20 Jahren – am 4. Juni 1988 – hob Frieda Salewski, die Mutter der Ukta-Treffen, in Lünen das erste Treffen aus der Taufe. Dankbar schauen wir zurück auf zehn gelungene Treffen und freuen uns über das elfte Beisammensein mit einer immer noch erstaunlich hohen Teilnehmerzahl."

Die zur Kostendeckung für den Saal des Kulturzentrums und zur Unterstützung der Johanniter-Sozialstation in Sensburg eingesammelte Spende brachte ein gutes Ergebnis. Die Unterstützung der Sensburger Sozialstation, die auch besonderes unsere alten und kranken deutschen Landsleute versorgt, ist zur Zeit wichtiger denn je, da sich die Johanniter satzungsgemäß aus dieser Arbeit zurückziehen müssen.

Am Nachmittag saßen die Landsleute bei herrlichem Sommerwetter noch lange bei lebhaften Gesprächen zusammen. Kirchspielvertreter Rolf W. Krause stand wieder am Informationsstand zur Verfügung, wo Heimatbriefe, Arbeitshefte der Landsmannschaft Ostpreußen und interessante antiquarische Ostpreußenliteratur angeboten wurden. Besonders wies er auf die Broschüre „Zum Besten der Ostpreußenhilfe" hin, herausgegeben vom Ostpreußischen Landesmuseum in Lüneburg, an der er maßgeblich mitgearbeitet hat. In diesem Büchlein sind erstmalig alle 33 Ostpreußen-Gedächtnisteller des Ersten Weltkrieges dokumentiert. Das nächste Treffen soll im Jahr 2010 wieder in Hemer stattfinden. Im Heimatbrief 2009 und in der *Preußischen Allgemeine / Das Ostpreußenblatt* wird rechtzeitig dazu eingeladen werden.

Abschied von Helmut Lihs – Am 24. Juni verstarb im Alter von 80 Jahren Helmut Lihs, ein Mann, dem die Mitglieder der Kreisgemeinschaft Sensburg zu großem Dank verpflichtet sind, hat er sich doch fast 40 Jahre mit großem Engagement sowie viel Können und Wissen für die Menschen seiner ostpreußischen Heimat und damit für die Kreisgemeinschaft eingesetzt. Am 11. März 1928 wurde er in Schmidtsdorf im Kreis Sensburg geboren und verbrachte dort seine Kinder- und Jugendjahre. Nach dem Schulabschluß war er in der Landwirtschaft tätig, wurde aber am Kriegsende noch im Kampfgebiet in Ostpreußen eingesetzt und in die Turbulenzen des Zusammenbruchs einbezogen. Erst 1949 kam er nach Westdeutschland. Hier arbeitete er zunächst als Schmied, wurde dann als Verwaltungsangestellter tätig und übernahm sehr bald eine Aufgabe an verantwortungsvoller Stelle. In treuer Verbundenheit zu seiner Heimat nahm er 1968 die Verbindung zur Kreisgemeinschaft Sensburg auf, wurde 1969 von seinen Landsleuten zum stellvertretenden Vorsitzenden des Kirchspiels Schmidtsdorf und sieben Jahre danach zum ersten Kirchspielvertreter gewählt. Dieses Amt hat er mit viel Einsatzbereitschaft wahrgenommen, die geprägt war von der starken inneren Verbundenheit zu seiner ostpreußischen Heimat. 1972 wurde er Mitglied des Kreisausschusses und hat sich hier insbesondere bei der Vorbereitung und Durchführung der Kreistreffen große Verdienste erworben. Als Dank und Anerkennung seiner Tätigkeit in und für die Kreisgemeinschaft Sensburg und für die Landsmannschaft Ostpreußen erhielt Helmut Lihs 1989 das silberne Ehrenzeichen der Landsmannschaft. Sehr intensiv hat er sich der Vertriebenenarbeit im BdV in den Kreisgruppen Düsseldorf und Duisburg und nach seinem Wohnortwechsel in der Ortsgruppe Willich-Anrath gewidmet. Mit viel Arbeit, Kraft und Ausdauer hat er das Material für eine Chronik der Kirchspielgemeinde Schmidtsdorf zusammenzutragen, eingehende Recherchen durchgeführt und damit eine 200seitige Broschüre fertiggestellt und herausgebracht, die nun eine umfassende Auskunft über das Kirchspiel Schmidtsdorf und seine Bewohner gibt. – Die Kreisgemeinschaft Sensburg trauert mit der Familie und nimmt Abschied von einem langjährigen, treuen und zuverlässigen Mitstreiter und guten Freund. Sie wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.



TREUBURG

Kreisvertreter: Dr.-Ing. Heinrich Matthée, Wilkiensweg 5, 49525 Lengerich, Telefon (0 54 81) 8 14 74 (p). Geschäftsstelle: Irmgard Klink, Schlehdornweg 30, 47647 Kerken, Telefon (0 28 33) 39 84, Fax (0 28 33) 39 70. Ansprechpartnerin in Ostpreußen: Hannelore Muraczewska, Wisniowa 1, PL 19-400 Olecko, Telefon (00 48) 8 75 20 – 31 80.

Zum Kirchspieltreffen Herzogskirchen 2008 vom 8. bis 10. Juni kamen die Heimatfreunde des Kirchspiels Herzogskirchen im Seehotel und Seehof in Waldeck am Edersee zusammen. Immer spielt auch Wehmut mit, wenn wir erfahren müssen, wie viele vertraute Gesichter nicht mehr dabei sind. Manche, die unseren Kreis durch Tod für immer verlassen haben, andere, die aus gesundheitlichen und familiären Gründen nicht kommen konnten. Waltraut Pfeiffer begrüßte uns mit Werner Weylo und eröffnete das Treffen mit einem Dank an die anwesenden 38 Heimatfreunde für ihr Kommen. Werner Weylo berichtete in einem Rückblick vom Kreistreffen der Treuburger in Nienburg an der Weser. Nach der Totenehrung sangen wir nach alter Tradition das Ostpreußenlied. Irene Kleiner bedankte sich mit bewegenden Worten im Namen der Heimatfreunde bei Waltraut und Werner für die geleistete Arbeit im Dienste der Herzogskirchener. Obgleich den meisten Anwesenden bekannt war, daß Waltraut und Werner aus familiären Gründen ihre Arbeit nicht fortsetzen können, wurde ihre Entscheidung mit Bedauern zur Kenntnis genommen. Nun ergab sich die bange Frage, wer das Ehrenamt übernehmen wird. Nach einigem Nachdenken erklärte sich Irene Kleiner bereit, die Nachfolge anzutreten. Dieser Entschluß wurde mit großem Beifall aufgenommen! Manfred Szibalski wird ihr dabei mit Rat und Tat zur Seite stehen.

An Otto Gallmeister, der leider nicht teilnehmen konnte, wurde ein von allen Anwesenden unterzeichnetes Grußschreiben gesandt. Auf das nächste Kreistreffen in Opladen am 30. August 2008 wurde noch einmal hingewiesen. Nach dem anstrengenden kam der gemütliche Teil: eine sechsstündige Dampferfahrt mit der „Stern von Waldeck" auf dem idyllischen Edersee. Der Abend klang dann aus mit angeregten Gesprächen und humorigen Erzählungen. Am nächsten Morgen hieß es Abschied nehmen mit der Verheißung, im nächsten Jahr wieder in alter Frische dabei zu sein.



WEHLAU

Kreisvertreter (kom.): Hans Schlender, Telefon (0 4 0) 20 97 67 35, Fax (0 40) 20 97 30 80, Berliner Allee29, 22850 Norderstedt, E-Mail: hans.schlender@ freenet.de

Reise nach Wehlau vom 13. bis 22. Juni 2008 – Die diesjährige Reise führte erstmals durch das südliche Ostpreußen in das Kulmer Land nach Allenstein und durch Masuren. Für einige Mitreisende war die Auswahl diese Route ein besonderer Grund, an der Fahrt teilzunehmen. Genannt seien hier zwei Damen aus Süddeutschland, die von Allenstein aus nicht mit nach Königsberg fuhren, sondern uns am achten Reisetag an der Marienburg wiedertrafen. In diesem Jahr fuhren in der Mehrzahl Kinder und Angehörige von ehemali-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 21

Jeder fünfte kam aus dem Osten

Ausstellung zum »Aufbau West – Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder«

Der „Aufbau Ost" provoziert seit Jahren politische Diskussionen. Was viele nicht wissen: Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verlief der Transfer in entgegengesetzter Richtung. Arbeitskräfte, Know-how und Unternehmergeist aus dem Osten trugen maßgeblich zum hiesigen Wirtschaftswunder bei. Das zeigt der Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) bis zum 21. September in der Ausstellung „Aufbau West" in seinem Ziegeleimuseum in Lage (Kreis Lippe). Die Ausstellung war 2005/06 in der Zentrale des LWL-Industriemuseums in Dortmund und 2007 im Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen zu sehen.

Über zehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebene kamen nach 1945 in die westlichen Besatzungszonen. „Aufbau West" nimmt ihre Leistungen und Erfahrungen in den Blick. Schwerpunkt ist die Entwicklung in Nordrhein-Westfalen, wo Ende der 1950er Jahre fast jeder fünfte Einwohner aus dem Osten kam.

50 Zeitzeugen hat das Ausstellungsteam befragt, 800 Exponate zusammengetragen. Das Spektrum reicht von der Anstecknadel bis zum Drahtwebstuhl, vom Streichholzbriefchen bis zum Bahnwaggon, vom historischen Radiospot bis zum Heimatfilm. Projektleiterin Dr. Dagmar Kift: „Wir zeigen keine abstrakte Industriegeschichte, sondern stellen Menschen in den Mittelpunkt." Die Ausstellung macht deutlich, wie sich die Zuwanderer in Nordrhein-Westfalen einlebten und gemeinsam mit den Einheimischen den oft schwierigen Neuanfang bewältigten.

Ein Stimmengewirr unterschiedlicher Sprachen sowie Fotos von zerstörten Städten im Ruhrgebiet und ländlicher "Idylle" im Münsterland empfangen die Besucher im Ausstellungsgebäude. „Die Ankunft im Westen bedeutete für die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen zwar Sicherheit, aber willkommen waren sie in der Regel nicht", faßt Dr. Dagmar Kift ein Ergebnis der Befragung zusammen. Die durch Flucht und Lageraufenthalte gezeichneten Menschen habe niemand aufnehmen und durchfüttern wollen. Vor allem auf dem Land war gesellschaftliche Ausgrenzung die Folge.

Anders in den großen Städten: Viele Bewohner, insbesondere des Ruhrgebiets, waren selbst in den Osten evakuiert worden und mußten von dort ebenfalls zurückflüchten. Kift: „Sie teilten viele Erfahrungen der Flüchtlinge und Vertriebenen. Auch sie wurden in Notunterkünften oder ehemaligen Zwangsarbeiterlagern untergebracht und mußten viel Improvisationstalent aufbringen, um nicht zu verhungern oder zu erfrieren." Ein Etagenbett aus der Notunterkunft, Fotos, Dokumente und hinübergerettete Dinge aus der alten Heimat veranschaulichen das Thema. Private Leihgeber haben Erinnerungsstücke beigetragen – darunter ein Plüschaffe, der die neunjährige Susanne Wiesner auf der Vertreibung aus Schlesien tröstete.



Neubeginn: Bau eines Wohnhauses in der Barkhofsiedlung in Nordwalde (1952) Foto: privat

Die meisten Vertriebenen wurden zunächst in den ländlich geprägten Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern untergebracht. Nach 1948 brachten mehrere Umsiedlungsaktionen Hunderttausende nach Nordrhein-Westfalen, das sich zum Bundesland mit dem größten Flüchtlingsanteil entwickelte. „Hier ersetzten die Menschen aus dem Osten die in der Montan- und Bauindustrie fehlenden Arbeitskräfte. In der Textil- und Bekleidungsindustrie, der Glasbranche und im Maschinenbau siedelten sie als Unternehmer neue Produktionszweige an", erläutert die Projektleiterin. Die Ausstellung stellt Beispiele aus diesen Branchen vor.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trug der Bergbau maßgeblich zum Wiederaufbau der Wirtschaft bei – obwohl ein eklatanter Mangel an Arbeitskräften die Produktion hemmte. Militärregierung, Unternehmen und Arbeitsämter warben deshalb gezielt Menschen aus den Flüchtlings-Aufnahmeländern an. Bis 1954 wurden rund 800 000 Bergleute neu eingestellt. Sie kamen in Städte, die der Zweite Weltkrieg in Trümmerlandschaften verwandelt hatte. Der Wiederaufbau stellte daher vor allem die Bauindustrie vor große Herausforderungen, weil Rohstoffe fehlten und die Infrastruktur zerstört war. In den Folgejahren fanden viele Flüchtlinge und Vertriebene in der Bauindustrie Beschäftigung – wenige als Unternehmer, viele als Arbeiter wie Gerhard Lorenz aus Voigtsdorf (Niederschlesien), der als Zwölfjähriger nach Flucht und Vertreibung mit seiner Familie in Bocholt (Kreis Borken) ankam: „Auf Gemeindefesten konnte es schon zu Entgleisungen von Einheimischen kommen, die die Vertriebenen beschimpften und auf Distanz hielten", erzählt der heute 69jährige.

„Aufbau West – Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder", bis 21. September, LWL-Industriemuseum, Ziegeleimuseum in Lage, Sprikernheide 77, Geöffnet Di. bis So. 10 bis 18 Uhr

Die Integration der Vertriebenen

Es war eine beachtliche Buchpräsentation. Mitte Juli stellte Andreas Kossert im Kulturforum Burgkloster, Lübeck, sein im Siedler Verlag erschienenes Buch „Kalte Heimat" vor.

Nach dem Zweiten Weltkrieg flohen mehr als 14 Millionen Menschen aus den deutschen Ostgebieten, der überwiegende Teil in die westlichen Besatzungszonen. Diejenigen, die Flucht und Vertreibung überlebt hatten, fühlten sich von ihren deutschen Landsleuten aber nicht aufgenommen, sondern ausgegrenzt. Vorurteile und der mit dem Lastenausgleich aufkommende Neid zogen einen tiefen Graben durch die deutsche Gesellschaft.



Ohne die Vertriebenen, die mit nichts begannen, hätte es jedoch ein „Wirtschaftswunder" nicht gegeben; sie waren ein wichtiger Motor der Modernisierung in der Bundesrepublik. Sie wurden zwar als Wähler heftig umworben, zugleich aber mit ihren Traumatisierungen alleingelassen.

In seinem Buch „Kalte Heimat – Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945" hat der Historiker Andreas Kossert die schwierige Ankunftsgeschichte der Vertriebenen umfassend erforscht und den Mythos von der geglückten Integration der Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland zerstört. *Lutz Gallinat*

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung von Seite 20

gen Wehlauern und anderen Ostpreußen mit, die nicht dort geboren sind. Sie suchten nach Spuren ihrer Eltern und Großeltern, um das zu finden, worüber in den Familien immer wieder erzählt wurde. Darunter war ein Reisender aus England, der seine Cousine auf ihrer Reise nach Wehlau begleitete. Er selbst ist in England geboren, hat eine englische Mutter und einen polnischen Vater, ist also ein Europäer mit vielseitigen Wurzeln und einem großen Herzen für das herrliche Land östlich von Oder und Weichsel. Wieder waren auch Mitreisende zum ersten Male in ihrer früheren Heimat, neben denen, die ihre Heimat immer wieder besuchen. Beachtenswert war auch die Teilnahme einer Paterswalderin mit ihrer Tochter, die heute beide in Australien leben. Die Reisegruppe bestand aus einer bunten Mischung von Menschen mit unterschiedlichen Erwartungen. Bereits nach kurzer Zeit wurde aus der gesamten Gruppe eine überaus freundliche, harmonische und fröhliche Gemeinschaft, deren Stimmung auch einige unerfreuliche Vorkommnisse nicht trüben konnten. Den ersten Holperstein gab es bereits auf der Fahrt von Frankfurt (Oder) nach Thorn. Nach dem die deutsch-polnische Grenze ohne Halt passiert war, gab es wegen Bauarbeiten längere Verkehrsbehinderungen. Schlimmer waren die nicht ausreichend hohen Eisenbahnunterführungen vor Thorn. Um die späte Ankunft zu kompensieren, traten wir die Abfahrt am nächsten Tag etwas später an. So konnten einige Frühaufsteher noch einen Stadtbummel machen.

Am nächsten Tag, auf der Fahrt von Thorn nach Allenstein machten wir Station in Wabrzezno, dem frühere Briesen in Westpreußen im Kulmer Land, das heute die polnische Partnerstadt unserer Patenstadt Syke ist. Wir wurden dort von dem Bürgermeister Bogdan Kosztuna und seinem Stellvertreter herzlich empfangen. Wir wollten getreu unserer Satzung zeigen, daß wir an guten Beziehungen zu unseren östlichen Nachbarn interessiert sind und die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Syke und Wabrzezno begrüßen. Überrascht wurden wir durch die Bewirtung im städtischen Kulturhaus, mit der wir nicht gerechnet hatten. Unser kleines Bärenfangpräsent fiel demgegenüber äußerst bescheiden aus. Es gab zur Begrüßung Kaffee mit Gebäck und ein Mittagessen. Bei einer Bezahlung hätten wir die Gastgeber sicherlich brüskiert, so kam uns die Idee, eine Spende für das städtische Behindertenheim zu überreichen. Mach dem Mittagessen begleiteten uns der stellvertretende Bürgermeister und eine Dolmetscherin während einer Stadtrundfahrt und auf einem kleinen Stadtspaziergang. Wie wertvoll freundschaftliche Beziehungen sein können, zeigten zwei Praxisfälle, in denen Mitarbeiterinnen der Stadtverwaltung Wabrzezno einigen Mitreisenden bei der Beschaffung von Medikamenten und anderen in der Erledigung von Behördenangelegenheiten behilflich waren. Auf der Weiterfahrt nach Allenstein hatten wir in Osterode / Ostpreußen einen kurzen Aufenthalt, hier konnte zwei Reiseteilnehmerinnen ein Deutsch sprechender Taxifahrer vermittelt werden, der sie wunschgemäß in einige abseits unseres Fahrweges gelegene Orte brachte. Im Hotel trafen wir uns dann wieder. Die am nächsten Tag folgende Rundfahrt durch Masuren war ein ganz besonderes Erlebnis. Nicht nur das Wetter spielte mit, auch die polnische Fremdenführerin bot eine hervorragende Unterhaltung. Sie war im Krieg in der Nähe von Allenstein geboren und hatte ihre Heimat, außer zu Besuchszwecken, niemals verlassen. Die Reise ging durch herrliche Landschaften zunächst nach Nikolaiken, die Mittagspause legten wir am renovierten „Ernst Wiechert Haus" ein, das besichtigt werden konnte. Durch weitere Seenlandschaften ging es dann zur Wallfahrtskirche nach Heiligelinde, wo wir nicht nur dem Orgelkonzert lauschten, sondern in der Kirche eine Messe zur Silberhochzeit miterleben konnten. Nach der Rückkehr nach Allenstein bot die Fremdenführerin den interessierten Mitreisenden noch einen Stadtrundgang an.

Wer Allenstein noch nicht kannte, konnte viel erfahren, wer es lange nicht besucht hatte, staunte über die herrliche, überwiegend verkehrsfreie Altstadt, die zum Verweilen einlädt. Dieser Tag wird bleibende Erinnerungen wachhalten. Am nächsten Morgen galt es über Preußisch Eylau nach Nordostpreußen in das heute zu Rußland gehörende Königsberger Gebiet zu fahren. Bei der Grenzabfertigung war uns der russische Reiseleiter behilflich, besonders die Busabfertigung ist sehr zeitraubend. Gegenüber früheren Reisen ging es trotzdem relativ schnell, so daß wir unsere Mittagspause in Domnau abhalten konnten. Einige Mitreisende nutzten die Zeit zu Besichtigungen der ihnen von früher bekannten Stellen im Ort. Schließlich führte die Flucht vieler Wehlauer 1945 über diesen Ort und den Weg unserer Weiterfahrt über Friedland nach Allenburg, leider damals in umgekehrter Richtung. In Allenburg machten wir Rast, bei der Gelegenheit war, das Museum im teilweise renovierten Kirchturm zu besichtigen. Die Kirche wird weiterhin von vielen Storchenpaaren bewohnt. Während der Weiterfahrt nach Königsberg erhielten die Teilnehmer einen ersten Überblick über Wehlau und Tapiau. In Königsberg wohnten wir im Hotel Kaliningrad. Das Leben in Königsberg wird immer bunter und hektischer, Gebäude wachsen überall, teilweise mit geschmackvollen Ergebnissen. Der nächste Tag führte uns in den Landkreis Wehlau, wo wir als erstes von dem Wehlauer Bürgermeister Ivan-Sergeewitsch Tschirnow empfangen wurden. Ebenfalls erwarteten uns dort Heinrich und Sieglinde Kenzler, die uns den ganzen Tag begleiteten und bei den Verhandlungen in Wehlau und Tapiau unterstützten.

Mit Hilfe des russischen Reiseleiters konnten Fahrgelegenheiten vermittelt werden, um die gewünschten Heimatorte zu erreichen. In Wehlau waren neben dem Besuch des Museums in der Ordensschule und einer Besichtigung der Bäckerei Maybach in Paterswalde auch ein Stadtrundgang und eine kleine Stadtrundfahrt möglich. Zwei mitreisende Familien stellten beim Suchen nach ihren Elternhäusern fest, daß sie als Kinder Nachbarn gewesen waren. Ein ganz besonderes Erlebnis während unserer diesjährigen Reise. Für die Landrätin in Tapiau und die Bürgermeister in Wehlau und Tapiau hatten wir Grußworte des Landkreises Diepholz von Landrat Gerd Stötzel, der Stadt Syke von Bürgermeister Dr. Harald Behrens und der Stadt Bassum von Bürgermeister Wilhelm Bäker im Gepäck. Während wir die Grüße in Wehlau mit der gesamten Gruppe überbrachten, erledigte dies in Tapiau eine kleine Gruppe unter Führung von Sieglinde Kenzler. Die Gespräche verliefen freundschaftlich, Einzelheiten würden den Rahmen dieses Reiseberichts sprengen. Die Reisegruppe nutzte den Nachmittag in Tapiau zu einem ausführlichen Stadtrundgang. Neben den Besuchen im Haus Samland, dem Loves Corinth Haus, der Kirche und der Innenstadt hat der Besuch des Museums im „Alten Rathaus" besonders deshalb begeistert, weil dort russische Schüler die Ausstellung in deutscher Sprache erklärten. Der nächste Tag stand zur „freien Verfügung". An ihm wurde eine Stadtführung in Königsberg angeboten. Die Mehrzahl der Mitreisenden fuhr auf eigenen Wunsch mit Kleinbussen und Taxen in andere Orte. Darunter waren Ziele in Königsberg, Palmnikken, Rauschen, Germau, Georgenburg und Kuglacken. Die Vermittlung dieser Ausflugsfahrten klappte in diesem Jahr vorzüglich, so daß sich große Zufriedenheit über die Erlebnisse einstellte.

Der letzte Tag in Königsberg führte nach einer Stadtrundfahrt über Cranz auf die Kurische Nehrung. Leider fiel der Aufenthalt in Cranz nur kurz aus, um Zeit für die Nehrung zu gewinnen. In Cranz selbst gibt es mit Ausnahme der Hotelgebäude am Strand keine wesentlichen Veränderungen. Bedauerlicherweise ist der Strand nicht mehr so, wie wir ihn in Erinnerung haben. Die Russen sagen, es liege am Klimawandel und nicht an mangelnder Instandsetzung. Von der Kurischen Nehrung waren alle Mitreisenden sehr angetan, wir besuchten das Nehrungsmuseum, die Vogelwarte in Rossitten und die Landschaft der Wanderdünen und den herrlichen Strand nördliche von Rossitten. Am Strand gab es viele Badegäste. Am kommenden Tag begann unsere Rückreise, zunächst zur Grenze in Heiligenbeil. Bei der Grenzabfertigung gab es Verzögerungen, die durch einen begleitenden Dolmetscher vielleicht vermeidbar gewesen wären. Die Mittagspause legten wir in Frauenburg ein, so gab es zusätzlich zum Reiseprogramm die Möglichkeit, den Dom mit Burghof und den Kopernikus-Turm zu besuchen. Die Marienburg erreichten wir mit Verspätung, trotzdem konnte eine Führung organisiert werden, von der die Teilnehmer anschließend sehr begeistert waren. Dieses monumentale Bauwerk des Deutschen Ritterordens ist immer wieder beeindruckend. In Danzig gab es am Abend eine der wenigen Wehrmutstropfen, weil das Hotel im Stadtteil Oliva lag und die Entfernung zur Altstadt zu weit war. Dies widersprach dem Reiseangebot und war sehr ärgerlich, denn die Altstadt in Danzig ist immer einen Bummel wert. Der nächste und vorletzte Tag führte von Danzig über Stolp nach Stettin. In Stettin lag das Hotel in der Innenstadt, so daß noch einige Besichtigungen auf eigene Faust unternommen werden konnten. Die malerische Hafenstadt ist ein Kleinod an der Mündung der Oder. Der Rückreisetag verlief reibungslos, die Teilnehmer erreichten ihre Wohnorte pünktlich. Eine besondere Bedeutung erhielt diese Reise durch die Teilnahme von Frau Gundula Rentrop, die im Auftrag des Kreismuseums Syke mitreiste, da sie an der Neugestaltung unseres Wehlauer Heimatmuseums mitarbeitet. Nach der Reise bestätigte sie, daß sie lebendige Eindrücke gewonnenen hat, die in ihre Arbeit einfließen werden.



Blick auf alte Landkarte: Damals eine Rarität Foto: mef

Wo war was?

Marienburg zeigt alte Karten

Zahlreiche originale historische Landkarten und Stadtansichten enthält die Sonderschau „Entlang der Weichsel und der Memel“ des Ellinger Kulturzentrums Ostpreußen, die derzeit in den Ausstellungsräumen des Marienburger Schloßmuseums in Ostpreußen gezeigt wird.

Da die Marienburg neben den ausländischen Gästen für alle Polen ein kulturelles „Muß“ ist, gehen vor allem jetzt während der dortigen Ferien täglich mehrere Tausend Besucher durch die Ausstellung. Wieslaw Roman Gogan, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Ellinger Kulturzentrums, erläuterte hierzu, daß früher ein Besuch in der alten Königsstadt Krakau, in der Hauptstadt Warschau und auf der Marienburg zum Pflichtprogramm jedes polnischen Schülers gehörte.

Erstmals im Jahre 1339 enthält eine handgezeichnete italienische See- und Landkarte Ortsnamen im Preußenland – Godansce für Danzig, Elbingana für Elbing und Turon für Thorn sind dort verzeichnet. In den Ländern des Deutschen Ordens wurden 1258 die ersten Vermessungen durchgeführt, seit 1365 sind hauptamtliche Landvermesser nachgewiesen.

Stadtbilder existieren etwa seit dem Jahr 1500 in der Form von Druckansichten.

Während heute Land-, Auto- und Wanderkarten im Regelfalle billige Massenware sind, die für weniger als einen Stundenlohn eines Arbeiters erhältlich sind, konnten sich damals die handgefertigten Kupferstiche nur reiche Leute leisten. Ein nachkoloriertes Kartenblatt kostete um 1750 den Wochenlohn einer Köchin.

In der Ausstellung im Ausstellungsraum der Marienburg werden ein umfassender, qualitativ hochwertiger Querschnitt der kartografischen Entwicklung von Darstellungen des Preußenlandes und seiner Nachbarstaaten sowie Drucke von Stadtansichten gezeigt, ergänzt durch historische und moderne Atlantenwerke.

Die in deutscher und polnischer Sprache gestaltete Sammlung, die zu Beginn des Jahres 2007 in Ellingen, im zweiten Halbjahr 2007 im Westpreußischen Landesmuseum in Münster sowie nun auf der Marienburg gezeigt wird, wurde mit einer Projekthilfe des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien zusammengestellt.

Nächste Stationen sind Elbing, Graudenz und Pr. Stargard. *mef*

Herzlich willkommen, Tante Erna

Von Werner Hassler

Heinrich hantierte im Wohnzimmer, als Sabine herein geschwirrt kam und ihm einen Brief unter die Nase hielt. „Stell dir vor, Tante Erna aus Hamburg hat uns geschrieben“, berichtete sie ihrem Mann. „Hm“, war Heinrichs einziger Kommentar. Doch sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

Als seine Frau nun den Briefinhalt laut vorlas, mußte Heinrich erfahren, daß Tante Erna doch tatsächlich die Absicht hatte, sie für eine Woche zu besuchen. Schließlich hätte man sich das letzte Mal bei der Hochzeit vor fast zehn Jahren gesehen.

„Tante Erna – sie, sie will zu uns kommen – uns besuchen?“ rief Heinrich entsetzt. „Mein Gott, die hat uns gerade noch gefehlt!“ Seiner Meinung nach gehörte die Tante nämlich zu der Sorte Mensch, die man lieber gehen als kommen sieht.

„Wir müssen ihr trotzdem antworten“, warf Sabine zaghaft ein und machte ein nachdenkliches Gesicht. Schließlich sollte man zu Verwandten freundlich sein.

Deshalb meinte sie: „Schreib ihr irgend etwas, nicht zu herzlich, aber auch nicht zu unhöflich. Na, dir werden schon die passenden Worte einfallen!“ „Wieso mir?“ meckerte Heinrich. „Sie ist doch schließlich deine Tante! Schreib du doch gefälligst!“ „Aber du kannst das besser als ich“, antwortete Sabine. „Dir geht es leichter von der Hand!“

Mißmutig kramte Heinrich Briefbogen und Kugelschreiber hervor, und nach zwei Stunden harter Arbeit konnte er seiner Frau verkünden: „Der Brief ist fertig!“ „Erzähl!“, bat Sabine, die gerade beim Geschirrspülen war. „Was hast du geschrieben?“ „Nun, daß wir uns auf ihren Besuch freuen. Kein einziges böses Wort“, versicherte er mit treuherziger Miene. „Besonders unser Sohn Daniel freue sich über ihr Kommen. Dann könne er ihr auch mal seine Springmäuse und seine Kröte zeigen, die er so liebevoll pflegt. Unsere Elke habe gar zur Zeit Masern. Deshalb sei sie augenblicklich ziemlich quengelig. Außerdem habe ich geschrieben, daß es im Moment bei uns sehr aufregend sei. Die Straße müsse erneuert werden, und gestern seien wir alle für Stunden evakuiert worden, weil der Bagger auf eine Bombe aus dem letzten Krieg gestoßen sei. Schon in aller Herrgottsfrühe ratterten Bagger, Lastwagen und Baumaschinen. Mit der sonst so friedlichen Ruhe in der Straße sei es vorbei. Aber sie könne hautnah miterleben, was man heute mit modernen Baumaschinen so alles anstellen kann. Bei Regen verwandele sich die Straße in eine einzige Schlammwüste, was natürlich Daniel ausnütze, um nach Herzenslust darin zu toben. Schließlich seien wir gerade dabei, unseren Garten anzulegen. Sie könne uns dabei unterstützen ...“

„Meinst du nicht, du hast etwas zu dick aufgetragen?“ Sabine blickte skeptisch. „Für Einwände ist es zu spät“, frohlockte Heinrich. „Der Brief ist längst im Kasten.“

Bereits drei Tage später flatterte Tante Ernas Antwort ins Haus. Und es ging Heinrich gar nicht schnell genug, als er den Brief öffnete. Aber rasch wich sein triumphierendes Grinsen einer Grimasse.

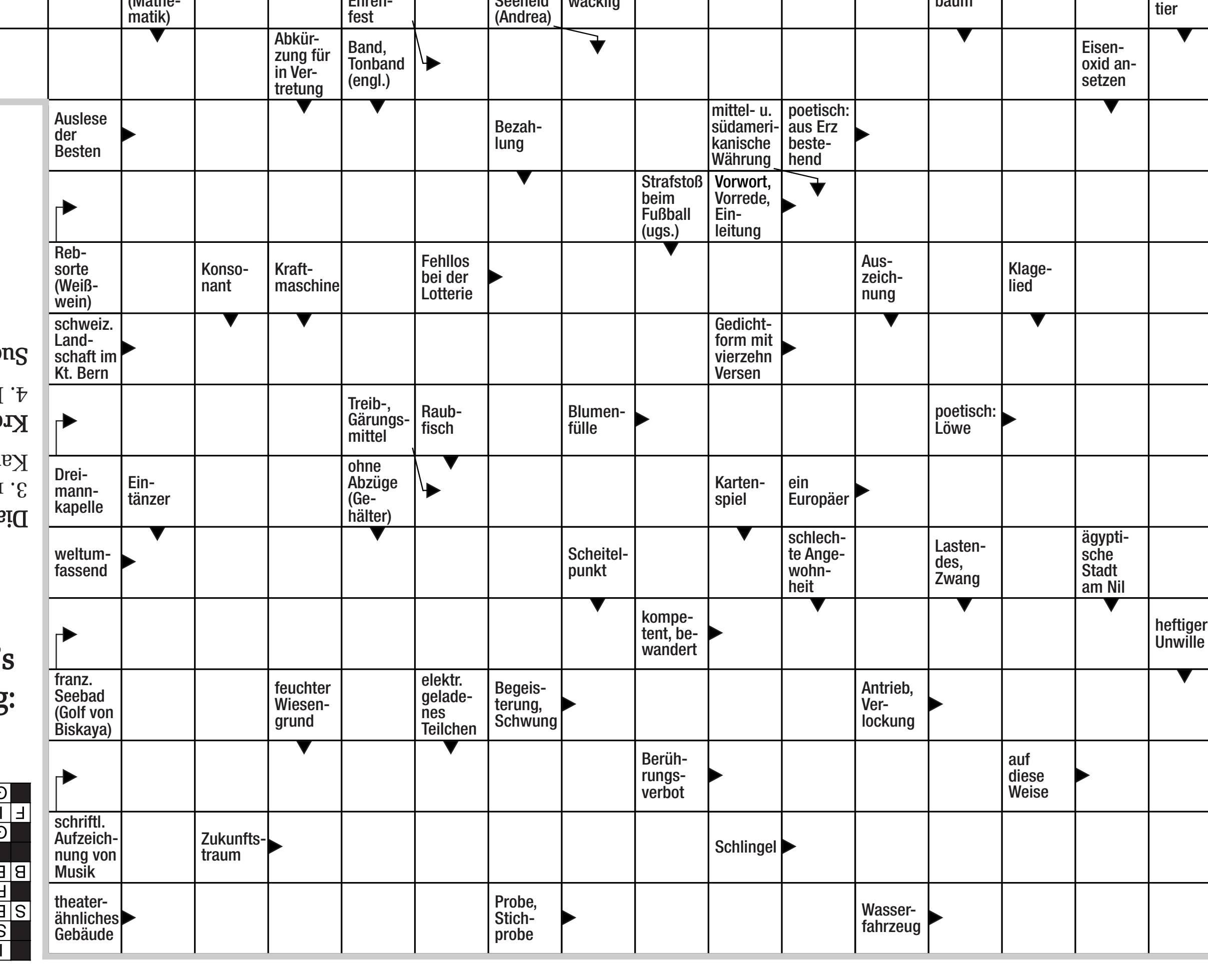
Tante Erna schrieb: „Ihr Lieben! Ich habe mich riesig über Eure herzliche Einladung gefreut. Wie schön, daß Daniel so tierliebend ist, Kröten sind wirklich nützliche Gesellen. Und Baumaschinen haben mich schon als kleines Mädchen interessiert. Wenn es so aufregend nach gekochtem Teer roch ... Gartenarbeit ist für mich eine willkommene Abwechslung, die Betätigung an der frischen Luft so gesund! Ich denke, bei all dem Drunter und Drüber, das bei Euch herrscht, könnt Ihr eine tatkräftige Stütze nur zu gut gebrauchen. Bis Donnerstag dann, Eure Tante Erna.“



Lästige Verwandte: Während sich alte Leute auf den Besuch bei ihrer Familie freuen, würde die junge Generation häufig gerne um diesen herumkommen. Foto: colourbox

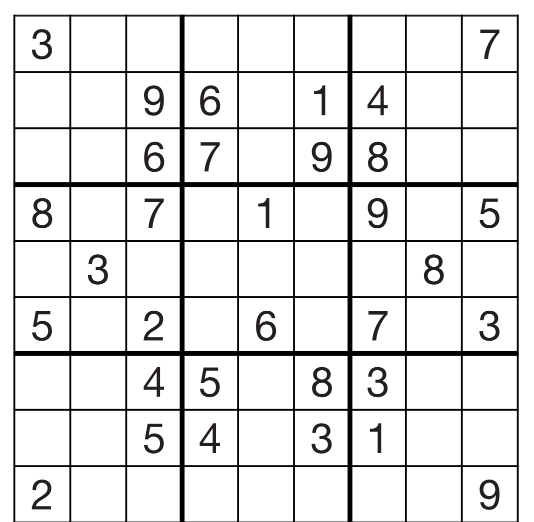
Heinrich ließ sich fassungslos in den nächstbesten Sessel plumpsen. „Was sollen wir jetzt bloß tun?“ Die Brille war ihm auf die Nasenspitze gerutscht. Er bot ein Bild des Jammers. Sabine konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Lachend meinte sie: „Das mit den Springmäusen und der Kröte könnten wir ja noch hinkriegen. Aber das Straßenbauamt wirst du kaum dazu bewegen können, unsere Straße in den nächsten Tagen aufzureißen. Mein Lieber, da wirst du dir etwas einfallen lassen müssen!“



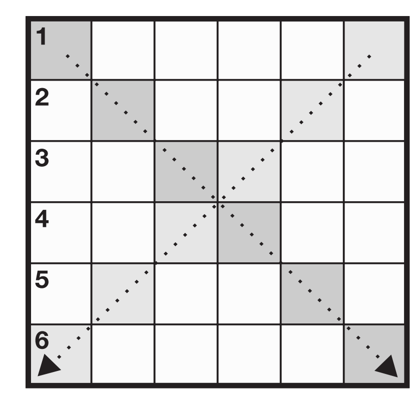


Sudoku



Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält. Es gibt nur eine richtige Lösung!

Diagonalrätsel



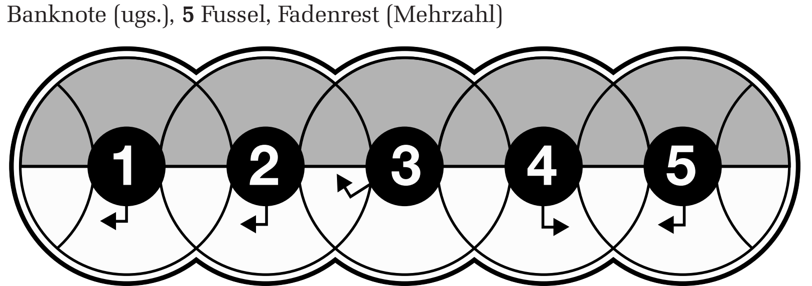
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei Gewebearten.

1 Behälter aus Pappe
2 Querholzfahne, Panier
3 empfehlenswert
4 Sieger, Bester
5 Hauptstadt des Libanon
6 tropische Echse

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte eine Tänzerin.

1 Ränke, Intrige, **2** Teil des Esservices, **3** Helfer in der Not, **4** gefälschte Banknote (ugs.), **5** Fussel, Fadenrest (Mehrzahl)



Zwischen allen Stühlen

Erstmals wurde mit Salvador Allende ein bekennender Marxist auf demokratischem Wege Präsident

Von Klaus Gröbig

Bei der Nennung seines Namens bekommen alle überzeugten DDR-Bürger, Sozialisten und Gutmenschen feuchte Augen. Die Rede ist von Salvador Allende. Im Ost-Berliner Stadtteil Köpenick trägt ein ganzes Stadtviertel seinen Namen, aber auch im Westteil der Stadt ist er immerhin Namenspatron einer Studentensiedlung.

Vor 100 Jahren, am 26. Juli 1908, wurde Allende in der chilenischen Hafenstadt Valparaiso geboren. Als Student begann er sich zu politisieren. Als 1933 in seiner Heimatstadt die Sozialistische Partei gegründet wurde, war er mit von der Partie. Kontinuierlich stieg er in der Szene auf, bis er 1952 erstmals für das Amt des Staatspräsidenten kandidierte. Damals kam er in der Wählergunst nur auf den vierten Platz. Er ließ sich aber nicht entmutigen. 1958 versuchte er es als gemeinsamer Bewerber der „Frente de Accion Popular“ erneut. Diesmal scheiterte er nur knapp mit einem respektablen Ergebnis. Ein drittes Mal trat er 1964 zur Wahl an und wurde von dem christdemokratischen Kandidaten Frei deutlich geschlagen. Rechte, Konservative und Christdemokraten hatten sich auf den späteren Sieger als gemeinsamen Kandidaten geeinigt.

1970 gab es im rechtsbürgerlichen Lager diese Einheit allerdings nicht. Allende trat ein viertes Mal an, diesmal von der „Unidad Popular“ auf den Schild gehoben, einer Einheitsfront aus Kommunisten, Sozialisten und zahlreichen anderen linken Parteien. Allende erhielt als stärkster Bewerber 36,3 Prozent der Wählerstimmen, der rechtskonservative Kandidat erreichte 34,9 Prozent, und der Christdemokrat kam auf 27,9 Prozent. Gerade einmal etwas mehr als ein Drittel der Wähler hatte Allende die Stimme gegeben. Das Parlament hatte nun gemäß der Verfassung den Präsidenten zu bestimmen. Nach längerem Hin und Her fanden sich die Christdemokraten schließlich bereit, Allende mit zu wählen – und verhalfen ihm damit zum Sieg.

Bald nach dem Amtsantritt des bekennenden Marxisten machten sich die Auswirkungen der Wirtschaftspolitik des neuen Präsidenten bemerkbar. Die Inflation, die bei seinem Amtsantritt schon stolze 29 Prozent betragen hatte, stieg auf 600 Prozent. So erhielten all diejenigen, denen er soziale Wohltaten zukommen lassen wollte, nur wertloses Papiergeld.

Gruppen, die Allende bislang unterstützt hatten, wie die Lastwagenfahrer, Studenten, Bauern und Arbeiter, wandten sich von ihm ab. 1972 kam der „Maximo Lider“ Fidel Castro zu einem Besuch nach Chile, bei dem er in Santiago de Chile eine revolutionäre Kampfrede hielt. So hatten sich die Christdemokraten das nicht vorgestellt, als sie Allende im Parlament ihre Stimme gegeben hatten. Sie beendeten die Zusammenarbeit mit ihm, was Allende aber nicht scherte. Er holte sich die Generalität ins Kabinett. Armeechef General Carlos Prats trat jedoch als Innenminister zurück, als das Parlament Allende das Mißtrauen aussprach. Derweil war es zu Mordtaten an bürgerlichen Politikern gekommen.

Auch als Heereschef trat Prats zurück. Zu dessen Nachfolger in diesem Amt ernannte Allende auf dessen eigenen Vorschlag hin Augusto Pinochet. Es war nicht der einzige Sargnagel des Chilenen. Seine Kritik am Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei 1968 war vermutlich der Grund, aus dem Moskau Washington diskret wissen ließ, man werde Allende nicht retten. Diese Neuigkeit gab unlängst der ehemalige KGB-General Nikolai Leonow bekannt.

Am 11. September 1973 putschte das Militär. Der Präsidentenpalast war umstellt. Pinochets Angebot, Allende in ein Land seiner Wahl auszufliegen, schlug dieser aus. Statt dessen erschoß er sich. Die anschließende Militärdiktatur der Putschisten kostete viele Menschen das Leben. Die Zahlen schwanken – je nach politischem Standort – zwischen 3000 und 50 000.



Salvador Allende: Mit seinem Versuch, sozialistische Ziele mit demokratischen Mitteln zu erreichen, setzte sich der Präsident im Kalten Krieg zwischen der UdSSR und den USA zwischen alle / beide Stühle. Foto: Archiv

Erstmals unter dem Nordpol durch

Vor 50 Jahren unternahm das erste Atom-U-Boot der Welt das Unternehmen »Sunshine«

Von Hans Lody

U-Boote entwickelten sich schon während des Ersten Weltkrieges zu einer sehr wirkungsvollen Waffe. Ihr Schwachpunkt war die Notwendigkeit, in gewissen Abständen auftauchen zu müssen. Über Wasser waren sie weitgehend wehrlos. Die Nutzbarmachung des Schnorchels durch deutsche U-Boot-Bauer in der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges verringerte die Gefahren. Dennoch blieben die U-Boote verletzlich, denn immer präziser werdende Radargeräte waren bei Kriegsende sogar in der Lage – mit etwas Glück – den Schnorchel zu orten. Abhilfe dagegen konnte nur ein außenluftunabhängiger Antrieb schaffen. Das in Deutschland entwickelte Walterprinzip wurde zunächst von den Siegern nicht weiter entwickelt. Statt dessen setzten die USA und Rußland – später auch Großbritannien und Frankreich – auf den Nuklearantrieb.

Ende der 40er Jahre waren die Pläne für ein nuklear getriebenes U-Boot fertig. Die äußere Form des Bootes entsprach weitgehend der des letzten deutschen Hochseetyps XXI. Bevor die US Navy zum Serienbau überging, sollten zunächst zwei Prototypen gebaut werden. Die „Nautilus“ wurde 1951 bei Electric Boat in Groton Connecticut bestellt. Die „Seawolf“ wurde im Etat 1952 bewilligt. Der Baubeginn der „Nautilus“ war ein politisches Ereignis erster Ordnung, bei dem US-Präsident Harry S. Truman persönlich erschien. Beim Stapellauf des U-Bootes am 21. Januar 1954 erschien wieder politische Prominenz. Derweil hatte es einen Wechsel im Weißen Haus gegeben, und so nahm Mamie Eisenhower als Ehefrau des neuen Präsidenten die Schiffstaufe vor.

Zwar gingen am 30. September 1954 Kommandant und Besatzung an Bord und stellten die „Nautilus“ für die US Navy in Dienst, aber es dauerte noch bis zum 17. Januar 1955, bis das U-Boot erstmals den Hafen verlassen konnte. Nach der Absolvierung der ersten Versuchsfahrten unternahm die „Nautilus“ eine erste Einsatzfahrt und blieb dabei auf der gesamten Fahrstrekke von 1381 Meilen getaucht. Immer wieder stellte die „Nautilus“ ihre Leistungsstärke unter Beweis. Die neuen Boote waren schwer zu bekämpfen und konnten sich unerkannt feindlichen Küsten nähern. Mit Interkontinentalraketen bestückte Fortentwicklungen der „Nautilus“ hätten sogar das Territorium der Warschauer Vertragsorganisation ungefährdet angreifen können. Die bisher dafür verwendeten Bomber waren in der Luft vergleichsweise verletzlich. Soweit die Theorie.

Sie US Navy suchte nun nach einem geeigneten Demonstrationsobjekt, um die Möglichkeiten, welche die neue Waffe bot, öffentlichkeitswirksam unter Beweis zu stellen. Dazu sollte 1958 die Operation „Sunshine“ (Sonnenschein) durchgeführt werden. Die „Nautilus“ sollte den Nordpol unterqueren. Am 1. August 1958 tauchte die „Nautilus“ bei Point Barrow, der nördlichsten Landspitze des US-Bundesstaates Alaska und somit des nördlichsten Punktes der USA, und begann mit der Unterquerung des Nordpols. Unter Wasser legte das Boot eine Entfernung von 1830 Meilen innerhalb von 96 Stunden zurück. Erst bei Grönland tauchte es wieder auf.

Die Hoffnung der USA, diesen technischen Sprung konservieren zu können, war unrealistisch. Bereits 1958 präsentierte die Rote Flotte mit der „Leninskij Komsomol“ ein eigenes nuklear getriebenes U-Boot. Auch bei dem Ende der 50er Jahre von den USA begonnenen Bau von mit Interkontinentalraketen bewaffneten strategischen U-Booten zog die UdSSR alsbald nach.

Großbritannien und Frankreich nahmen in den 60er Jahren den Bau von nuklear getriebenen U-Booten auf. Viel später folgte auch die Volksrepublik China. Inzwischen besitzt auch Indien nuklear angetriebene U-Boote.

Die „Nautilus“ selbst wurde am 26. Mai 1979 außer Dienst gestellt und gründlich restauriert. Der Reaktor wurde ausgebaut und entsorgt. Seit 1986 ist die „Nautilus“ in Groton als Museumsschiff der interessierten Öffentlichkeit zugänglich.



„Nautilus“: Das 97,5 Meter lange, 8,5 Meter breite und 7,9 Meter hohe US-Schiff hatte 13 Offiziere sowie 92 Unteroffiziere und Mannschaftsdienstgrade Besatzung. Foto: ap

USA gründen Nasa

Von H.-J. Mahlitz

Die Begleitmusik kam aus dem All: Das „Piep Piep“ des sowjetischen Erdtrabanten Sputnik war für die US-Amerikaner das Signal zur Bündelung aller Kräfte, um beim Wettlauf im All wieder aufzuschließen. Noch einen derartigen Triumph wollte Präsident Eisenhower seinem Moskauer Kontrahenten Chruschtschow nicht gönnen. Am 29. Juli 1958 unterzeichnete er als Gegenstück zu den Strukturen sowjetischer Planwirtschaft den „National Aeronautics and Space Act“, die Geburtsurkunde der Nasa.

Erstes Ziel der neuen Raumfahrtorganisation war es, beim bemannten Flug ins All die Sowjets hinter sich zu lassen – ein Ziel, das gründlich verfehlt wurde: Am 12. April 1961 umrundete Juri Gagarin als erster Mensch die Erde. Der erste Amerikaner, Alan B. Shepard, begab sich drei Wochen später zaghaft auf seine Spuren. Erst im dritten Anlauf gelang der Nasa der erste Sieg: Mit der Mondlandung am 20. Juli 1969 machte sie die USA zur führenden Raumfahrtnation.

Dem vorzeitig abgebrochenen Apollo-Programm folgte die Ära der Raumfähren, die 2010 ausläuft. Aber zum 50. Geburtstag hat die Nasa neue ehrgeizige Pläne. Ab 2020 will sie eine ständig bemannte Station auf dem Mond aufbauen, 2037 soll dort die 180 Tage lange Reise zum Nachbarplaneten Mars starten. Wegen der horrenden Kosten werden dafür internationale Partner umworben – wie die nach Nasa-Muster konstruierte europäische Raumfahrtagentur Esa.

Olympia für jedermann

Man muß in diesem Jahr nicht bis nach Peking fahren, um hautnah Olympia-Stimmung zu erleben. Bronze, Silber und gar Gold wird auch daheim verliehen – und zwar für jedermann. Voraussetzung ist, daß man auf der Tartanbahn selbst an den Start geht und die Prüfungen für das Deutsche Sportabzeichen absolviert. „Fast eine Million Deutsche werden pro Jahr für ihre Leistungen mit dem traditionsreichen Orden ausgezeichnet", sagt Bernd Laugsch, Sportabzeichen-Verantwortlicher beim Deutschen Olympischen Sportbund (DOSB) in Frankfurt am Main.

Hinzu kommen mindestens doppelt so viele, die sich an der Herausforderung versuchen, aber die auferlegten Weiten, Höhen oder Zeiten mangels Training nicht schaffen. „Man darf die Bedingungen in den einzelnen Disziplinen nicht unterschätzen", betont Laugsch. Ein kontinuierliches Training über das ganze Jahr sei schon nötig, um bei dem Test auf allgemeine Sportlichkeit zu reüssieren:

Höhepunkt eines Sportlerjahres

„Der Erwerb des Abzeichens ist dann gewissermaßen der Höhepunkt eines Sportlerjahres", sagt der Experte.

Wer die Prüfungen besteht und sich die Ehrennadel ans Revers heftet, dürfe durchaus selbstbewußt sagen: „Ich bin fit." Und gerade das können viele Deutsche heute nicht mehr von sich behaupten. Bereits unter Jugendlichen sind Bewegungsmangel und Übergewicht zu einem verbreiteten Problem geworden. „Viele Kinder beherrschen nicht einmal mehr die einfachsten Koordinationsübungen", beklagt Bernd Laugsch.

Das Sportabzeichen kann für den Nachwuchs, aber auch für Erwachsene ein guter Anreiz sein, in ein regelmäßiges Fitneßtraining einzusteigen. Die Prüfung selbst ist in die fünf Gruppen Schwimmen, Sprungkraft (Weit- oder Hochsprung), Schnelligkeit (zum Beispiel Kurzstreckenläufe oder Fahrradsprints), Schnellkraft (Kugelstoßen und Schleuderballwerfen) und Ausdauer (Mittelstreckenlauf, längere Radtour oder Vergleichbares) unterteilt.

Es kommt also nicht darauf an, in einer einzelnen Sportart Hervoragendes zu leisten, sondern man muß über eine Allround-Fitneß verfügen, um zu bestehen. „Vor ein paar Jahren haben sich mal einige Profi-Fußballer von Bayer 04 Leverkusen an den Anforderungen versucht, sie sind beim Schwimmen gescheitert", erzählt DOSB-

Altersbeschränkungen gibt es nicht

Experte Laugsch. Die Fußballer hatten sich die Prüfungen wie viele andere leichter vorgestellt, als sie tatsächlich sind.

Altersbeschränkungen gibt es beim Sportabzeichen nicht, es kann vom Schulkind, von der Hausfrau und vom Ruheständler erworben werden. Allerdings sind die Anforderungen unterschiedlich hoch, sie richten sich nach der jeweiligen Altersklasse. Mitglied in einem Verein muß man nicht sein. Deutscher Olympischer Sportbund, Landessportbünde, Sportvereine und Sportämter geben Auskünfte über Abnahmezeiten und -orte, Vorbereitungskurse, Sportabzeichen-Treffs und sonstige Fragen der Verleihung. Zudem sind alle wichtigen Infos auf der Internetseite www.deutsches-sportabzeichen.de abrufbar. *ddp*

Wenn das Gaumensegel flattert

Unmäßigen Schnarchern und ihren Bettgenossen kann jetzt geholfen werden

Von H.-J. MAHLITZ

In the jungle, the mighty jungle, the lion sleeps tonight" – als die Tokens vor nunmehr 47 Jahren mit diesem Titel die Hitparaden stürmten, hätten sie sich vieles träumen lassen können, nur das nicht: daß ein Mensch dereinst nicht nur den Löwen, sondern auch alle anderen Vier- und Zweibeiner im Dschungel um den Schlaf bringen würde. So geschehen unlängst im RTL-Dschungelcamp. Barbara Herzsprung, inzwischen zur Schauspielerin, Modedesignerin und Schauspieler-Exgattin gereift, baute fern im australischen Fernsehdschungel eine Geräuschkulisse auf, die zwar die Bäume nicht umstürzen ließ, deren Nachbeben aber bis ins Mitteleuropäische zu vernehmen war. Im Klartext: Sie schnarchte. Und wenngleich die akustischen Hervorbringungen – bei allem Respekt vor zeitgenössischem Kulturschaffen – höheren künstlerischen Ansprüchen kaum genügten, so bleiben sie doch der Nachwelt erhalten: Unerschütterliche Herzsprung-Fans nämlich können sich das Schnarchen ihres Idols als Klingelton aufs Handy packen.

Der Löwe im Dschungel freilich kann nun beruhigt weiterschlafen. Denn Frau Herzsprung hat ihre „musikalische" Karriere abrupt beendet. Sie schnarcht nicht mehr. Wie sie das geschafft hat, erzählte sie jetzt auf einer Presseveranstaltung, auf der ein neues Antischnarchmittel mit dem durchaus vielversprechenden Namen „Silence" präsentiert wurde.

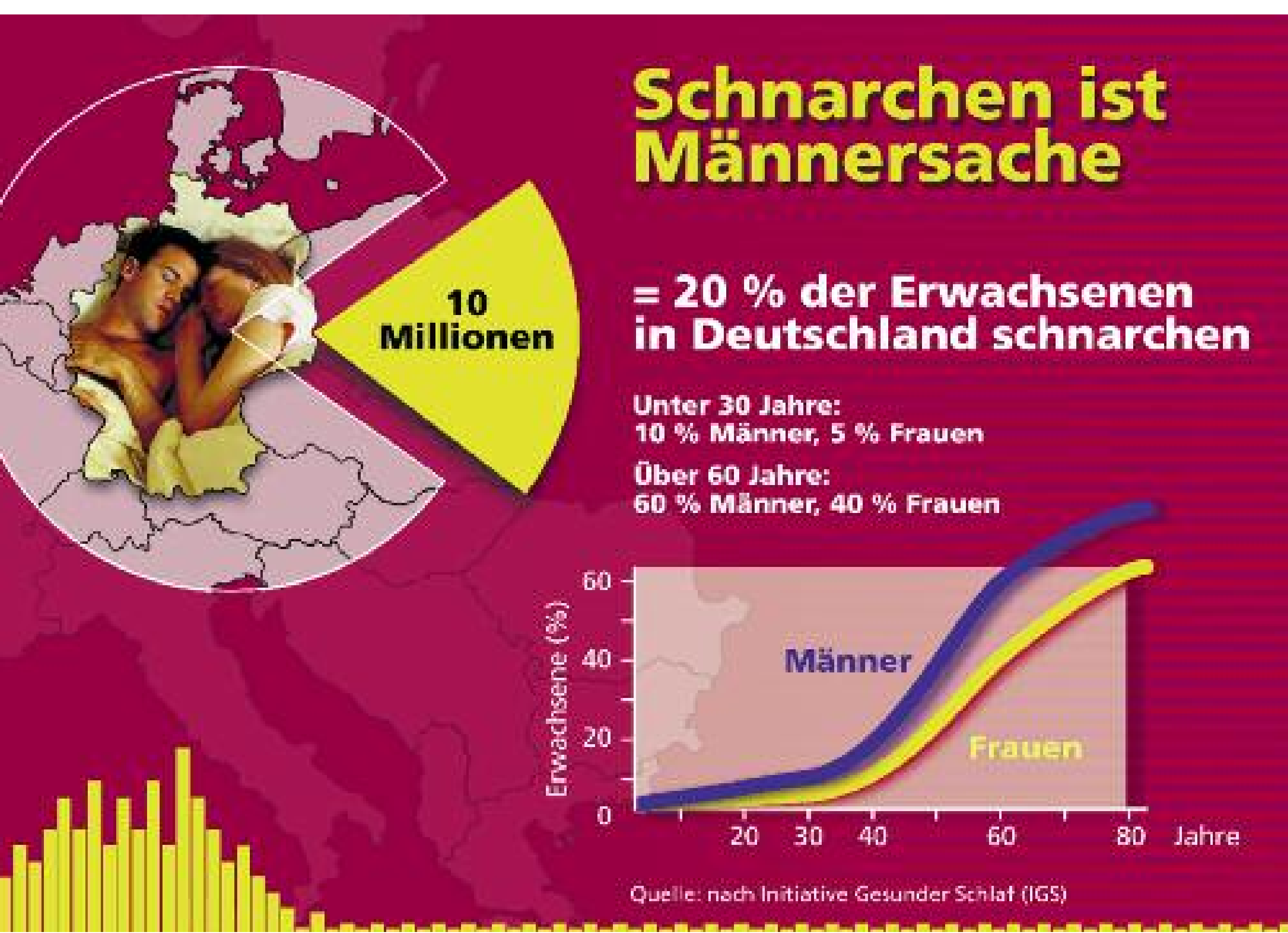
Zugegeben, wenn man nicht gerade zum Stammpublikum von RTL zählt, tut man sich etwas schwer, von solch boulevardhaften Auftakt zum Ernsthaften, zum Wissenschaftlich-Seriösen zu finden. Am Ende aber überwog doch der Eindruck, daß Frau Herzsprung hier keine billige Publicity-Schau abgezogen hat, sondern durchaus glaubhaft machen konnte, wie man auf recht einfache Weise vom Schnarcher zum Nicht-Schnarcher werden kann.

Immerhin spricht sie damit zehn Millionen Menschen in Deutschland an, bei denen nachts regelmäßig „die Wände wackeln". Das sind immerhin gut 20 Prozent aller Erwachsenen. Und zumindest akustisch haben in Deutschlands Schlafzimmern die Männer die Nase vorn; daran haben auch langjährige Emanzipationsbemühungen nichts ändern können. Unter 30 schnarchen doppelt so viele Männer wie Frauen, erst nach den Wechseljahren holt die Weiblichkeit auf.

Daß die massenhafte nächtliche Sägerei alles andere als harmlos ist, sondern vor allem auch für die „Passivschnarchopfer" hochgradig nervend und gesundheitsschädigend, ergibt sich aus folgenden Meßwerten: Der im Schlaflabor gemessene Rekordhalter brachte es auf satte 98 Dezibel und übertönte damit vorbeifahrende Lastkraftwagen und Eisenbahnzüge ebenso wie Kettensägen und Preßlufthämmer.

Wie aber schafft es der Mensch, solch gewaltige Geräuschkulisse aufzubauen? „Schnarchen wird durch eine allgemeine Muskelentspannung im Schlaf hervorgerufen. Dadurch haben die Muskeln, die unsere oberen Atemwege im Rachen offen halten, die Neigung, unter bestimmten Umständen nicht die Spannung aufzubringen, die notwendig ist, um eine ungehinderte Passage der eingeatmeten Luft in die Lunge zu gewährleisten", erläutert Schlafforscher Riccardo Stoohs vom Schlaflabor Dortmund die Entstehung nächtlicher Konflikte zwischen den Partnern.

„Die Weichteile der oberen Atemwege klatschen mit einer Frequenz von mehr als 100mal pro Sekunde aneinander und verursachen damit das typische Geräusch des Schnarchens."



Abgegrenzt werden müsse, so Stoohs weiter, das zumindest für den Schnarcher selbst zumeist harmlose gewohnheitsmäßige Schnarchen allerdings von einer Schlafstörung, die durch die gleichen Mechanismen hervorgerufen wird. Das sogenannte obstruktive Schlafapnoesyndrom führe in seiner Konsequenz zu stärkerer gesundheitlicher Beeinträchtigung: „Beim Auftreten von nächtlichen Atemaussetzern sollte unbedingt der Arzt aufgesucht werden, weil hierdurch das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen steigt", rät der Schlafforscher.

An Versuchen, diese wahrhaft ruhestörende Muskel-Entspannung im Rachen zu unterbinden, mangelt es nicht.

Die meisten Medikamente, die bislang angeboten wurden, erwiesen sich aber als ebenso wirkungslos wie die zum Teil abenteuerlichen mechanischen Schnarchunterdrücker. Operative Eingriffe sind zwar durchaus erfolgversprechend, gelten in der medizinischen Fachwelt aber nur als äußerstes Mittel.

Keine Überraschung also, daß auch das jüngste Anti-Schnarch-Produkt mit einiger Skepsis aufgenommen wurde: Wieder einmal ein sogenanntes Wundermittel, das letztendlich doch nicht viel bringt – so dachte wohl mancher, als die „Deutsche Chefaro Pharma GmbH" vor knapp einem Jahr ein Spray mit dem Namen „Silence" auf den Markt brachte. Allerdings hat sich das unter der Regie des belgischen Konzerns „Omega Pharma NV" entwickelte Produkt anderenorts bereits hinreichend bewährt. In Frankreich etwa hat es bereits 80 Prozent des Anti-schnarchmittel-Marktes erobert. Und auch in Deutschland ließ der Erfolg nicht auf sich warten: Bereits Ende Februar, ein halbes Jahr nach der Markteinführung, lag der Marktanteil bei 58 Prozent. Die Wirkstoffe des Sprays basieren großenteils auf natürlichen biologischen Substanzen (zum Beispiel Algen, Hagebutten). Sie straffen Haut und Muskulatur im Rachen, legen einen wohlschmeckenden ölartigen Film auf die Schleimhaut, halten so die Atemwege frei und verhindern das lärmverursachende Vibrieren von Gaumensegel und Zäpfchen. Schädliche oder unangenehme Nebenwirkungen haben sich bei umfangreichen Tests in Frankreich und in Deutschland nicht gezeigt, wohl aber überzeugende Erfolge. So konnte der Hersteller es sich leisten, eine Rücknahmegarantie für den Fall der Erfolglosigkeit anzubieten – die Rücklaufquote liegt bei nur 0,8 Prozent.

„Silence" wird abends vor dem Schlafengehen in den Rachen gesprüht. Eine Spraydose reicht für einen Monat und kosten unter 15 Euro – so viel, so meint nicht nur die inzwischen verstummte Dschungelcamp-Schnarcherin Barbara Herzsprung, sollten ungestörte Nachtruhe und gesunder Schlaf einem schon wert sein.

Für Diabetiker besonders gefährlich

Magnesium-Mangel kann zu vielerlei Komplikationen führen

Von ROSEMARIE KAPPLER

Als Mineralstoff ist Magnesium für alle Lebensformen unentbehrlich. Weil Magnesium vom Körper nicht selbst hergestellt wird, muß es mit der täglichen Nahrung ausreichend zugeführt werden, um einem Magnesiummangel vorzubeugen. Ein solcher ist weit verbreiteter als angenommen.

Im Durchschnitt enthält der Körper eines erwachsenen Menschen 25 Gramm Magnesium, das zum Großteil in den Knochen eingelagert und an Eiweiße im Blutplasma gebunden ist. Magnesium zählt zu den wichtigsten Mineralstoffen im menschlichen Körper. Immerhin ist es an rund 300 Enzymreaktionen beteiligt, die wichtige chemische Prozesse im Organismus in Gang setzen. Neben der Knochenbildung erfüllt Magnesium zum Beispiel wichtige Aufgaben bei der Steuerung von Hormonen und hilft bei der Regulierung der Muskel- und Nervenzellen sowie der Zellen des autonomen Nervensystems. Magnesiummangel löst deshalb beim Menschen Ruhelosigkeit, Nervosität, Reizbarkeit, Kopfschmerzen, Konzentrationsmangel, Müdigkeit, allgemeines Schwächegefühl, Herzrhythmusstörungen und Muskelkrämpfe aus. Im Bereich von Psyche und Stoffwechsel wird sogar vermutet, daß auch Depression und schizophrene Psychosen durch einen Magnesiummangel verstärkt werden. Auch kann es durch Mangel zum Herzinfarkt kommen.

Allgemein verbreitet ist die Ansicht, daß eine ausgewogene Ernährung den täglichen Magnesiumbedarf von 300 Milligramm sicherstellt. Doch Experten wie Prof. Dierk-Hartmut Liebscher, Facharzt für Biochemie in Berlin, widersprechen: „Das stimmt sicherlich nicht. Aufgrund von Ernährungsstudien ist bei 20 bis 40 Prozent der Bevölkerung von latentem Magnesiummangel auszugehen." Im Körper entsteht Magnesiummangel durch verminderte Aufnahme im Darm und durch zu schnelles Ausscheiden über Nieren und Haut. Es gibt aber auch einen genetisch bedingten Magnesiummangel, von dem in Deutschland nach Expertenmeinung bis zu 800 000 Menschen betroffen sein können.

Die weitaus häufigere Ursache jedoch ist eine zu geringe Magnesiumaufnahme (durch einseitige Diäten, bei zu geringer Nahrungszufuhr – insbesondere im Alter – oder bei erhöhtem Bedarf infolge von Belastungen, Streß, Sport und Schwangerschaft). Auch bestimmte Medikamente können die Magnesiumbilanz im Körper verschlechtern (zum Beispiel wassertreibende Mittel, Antibiotika, Chemotherapeutika).

Mehr noch aber nehmen Alkoholkonsum, chronische Darm- und Nierenerkrankungen und – nicht zu unterschätzen – Diabetes Einfluß auf der Magnesiumspiegel. So belegte eine Studie an der Universität Stuttgart-Hohenheim, daß von rund 5500 Diabetikern nur elf Prozent der insulinpflichtigen und 15 Prozent der nicht-insulinpflichtigen Patienten optimale Magnesiumwerte im Blutserum hatten.

Magnesium-Mangel kann für den Verlauf eines Diabetes fatale Folgen haben. „Umfangreiche epidemiologische Untersuchungen zeigen, daß das Risiko für Herz-Kreislauf-Erkrankungen bei erniedrigten Magnesium-Konzentrationen im Blut erhöht ist", bestätigt Prof. Hans-Georg Classen, Pharmakologe und Toxikologe am ernährungswissenschaftlichen Institut der Uni Hohenheim.

Aktuellen Erkenntnissen zufolge, scheint ein Magnesium-Mangel entzündliche Prozesse zu fördern, die wiederum die Gefäßwände schädigen. Außerdem wird Magnesium bei Diabetikern häufig vermehrt über die Nieren ausgeschwemmt. Das wichtige Mineral verbessert selbst die Wirksamkeit von Insulin. Ein Mangelzustand schadet dem Diabetiker mehrfach, weshalb regelmäßige Kontrollen des Magnesiumspiegels unverzichtbar sind. Einer US-Studie zufolge kann Magnesium Darmkrebs vorbeugen. Vermutlich verhindert der Mineralstoff ein unkontrolliertes Wachstum der Zellen in der Darmschleimhaut. Die Forscher empfehlen somit die Aufnahme von täglich mindestens 300 bis 400 Milligramm Magnesium, um das Darmkrebsrisiko gering zu halten.

Es gibt Unterschiede bei Magnesium-Präparaten

Es gibt eine große Anzahl Magnesium-Präparate (Tabletten, Dragees, Granulate), die in der Apotheke rezeptfrei käuflich sind; es gibt aber auch zahlreiche Nahrungsergänzungsmittel, die in Drogerien und Supermärkten vorrätig sind. Die preiswertesten Nahrungsergänzungsmittel enthalten 20 Tabletten à 150 Milligramm Magnesium in der Form des Magnesiumcarbonats und kosten zirka 0,70 Euro. Magnesiumcarbonat hat den Vorteil, daß durch das Carbonat-Anion gleichzeitig überschüssige Magensäure gebunden wird. Ein gewisser Nachteil dieser Präparate ist, daß die Magnesiumaufnahme durch den Darm in das Blut nicht so gut ist wie für Magnesiumpräparate mit organischen Säuren wie Aspartat, Citrat oder Orotat. Die Magnesium-Präparate mit organischen Säuren sind Arzneimittel und in den Apotheken erhältlich. Besonders zu empfehlen sind Granulate, die mindestens 300 Milligramm Magnesium enthalten. *R.K.*

Sicher campen

Heutzutage ist der Gebrauch vieler technischer Geräte so selbstverständlich, daß man auf diese auch in den Ferien nicht verzichten möchte. Und deshalb startet so mancher sogar mit seinem Laptop in den Campingurlaub. Doch Zelt, Wohnwagen und Wohnmobil sind keine sicheren Aufbewahrungsorte und stellen für potentielle Diebe keine Hürde dar. „Der beste Schutz vor Diebstahl beim Camping ist daher, Hochwertiges gar nicht erst mitzunehmen", sagt Sonja Glasmeyer, Rechtsberaterin vom Bundesverband der Campingwirtschaft in Deutschland (BVCD).

Doch kaum jemand wird im Urlaub seine Digitalkamera oder den Camcorder zu Hause lassen. Und auch nicht Papiere, Bargeld, EC- oder Kreditkarten. Doch was man nicht ständig zur Verfügung

Hausratversicherung zahlt selten

haben müsse, könne im Safe des Campingplatzes eingeschlossen werden, schlägt Glasmeyer vor: „Teilweise gibt es wie im Hotel kleine Mietsafes, oft aber einen großen Safe in der Rezeption."

Ansonsten gilt: Wertgegenstände nicht unbeaufsichtigt zurücklassen. Glasmeyer rät jedoch davon ab, Zelt oder Vorzelt mit Schlössern oder ähnlichem zu sichern: „Diebe verschaffen sich dann Zutritt, indem sie einfach den Stoff zerschneiden." Ein guter Schutz ist auf einem Campingplatz auch die „soziale Kontrolle". Ein Campingplatz sei ein bißchen wie ein Dorf, sagt Glasmeyer – man kennt sich und bemerkt Fremde, die sich am Wohnwagen oder Zelt der Nachbarn zu schaffen machen.

Auf seine Hausratversicherung darf man sich nicht verlassen, falls etwas abhanden kommt. Sie versichert das Hab und Gut zwar auch auf Reisen vor Diebstahl, „aber nur, wenn die Sachen aus einem geschlossenen Gebäude entwendet wurden", schränkt Bianca Boss vom Bund der Versicherten ein. Darunter fallen weder Zelt noch Wohnwagen oder Wohnmobil.

Wer oft Campingurlaub macht, kann eine spezielle Campingversicherung abschließen. Diese gilt in der Regel für ein Jahr und verlängert sich automatisch, sofern man nicht rechtzeitig kündigt. Allerdings sollte man das Kleingedruckte genau lesen. *ddp*

Arm ja, aber bitte mit Stil

Trotz Jahrzehntelanger Unterdrückung in einer sozialistischen Diktatur wissen die Kubaner zu leben

Von Làzlò Kova

Rumba, Mambo, Cha-cha-cha, Bolero, Salsa, Bacardi, Mojito, Cohiba ... sind Begriffe, die gleich Assoziationen mit der karibischen Insel Kuba wekken; aber ebenso der Poet José Martí, eine Symbolfigur für den Unabhängigkeitskampf des Landes, der mit dem Pulitzer-Preis und Literaturnobelpreis ausgezeichnete Schriftsteller Ernest Hemingway, der Guerilla-Held und das Jugendidol Ernesto Che Guevara und der Revolutionär Fidel Castro.

Kuba ist ein faszinierendes Land. Wie ein Magnet zieht es die Touristen aus fernen Ländern an. Kuba ist Traum und Wahrheit zugleich. Über azurblaue Meere, beeindruckende Berge sowie bunte Flora und Fauna hinaus bietet Kuba die schönste Stadt der Karibik La Habana, die Sklaven- und Zuckerstadt Trinidad, die von Schwarzen geprägte Karneval- und Heimatstadt des Bacardi Rums, Santiago de Kuba, die althistorische Stadt Baracoa, welche die Stadt der Strände, Palmen und Lebensfreude schlechthin ist. Gute Laune, Ausgelassenheit und feurige karibische Musik sind in Stadt und Land Tag und Nacht allgegenwärtig.

Als Kolumbus am 28. Oktober 1492 die östliche Nordküste Kubas erreichte, notierte er in sein Bord-Tagebuch: "Die schönste Insel, die Menschenaugen jemals erblickten." Die Form Kubas wird oft mit einem auf dem Kopf liegenden Alligator verglichen, der 1250 Kilometer lang und zwischen 31 und 198 Kilometer breit ist. Zum Land gehören noch 1900 bewohnte und 4000 unbewohnte Inseln. Über Kuba herrscht ein randtropisches bis wechselfeucht gemäßigtes Klima: 30 Grad im Sommer und 18 Grad im Winter. Die Luftfeuchtigkeit ist während des ganzen Jahres konstant hoch. Zur Zeit der Entdeckung der Insel wird die Einwohnerzahl der Urbewohner, von Kolumbus einfach „Indios" genannt, auf über 200 000 geschätzt. Davon blieben 50 Jahre später weniger als 4000 am Leben. Die spanische Eroberung war hier auch ein skrupelloser Massenmord, der mit dem Schwert wie auch durch die eingeschleppten Infektionen, wie unter anderem Pocken und Masern, begangen wurde. Demzufolge war die Urbevölkerung „Taino" bald restlos ausgestorben. Heute leben etwa elf Millionen



Oldtimer und Patina: Touristen lieben die einmalige Atmosphäre, die einer Zeitreise gleichkommt. Foto: ddp

Menschen in der Republik, davon sind 65 Prozent Weiße, zehn Prozent Schwarze und 25 Prozent Mulatten und Mestizen in rechtlicher und gesellschaftlicher Gleichberechtigung infolge der Revolution. In der Hauptstadt Havanna leben 2,5 Millionen Menschen; 76 Prozent der Kubaner sind Städter. Jedes Jahrzehnt wuchs die Bevölkerung in der näheren Vergangenheit kontinuierlich um eine Million als Folge der steigenden Lebenserwartung und geringen Kindersterblichkeit.

Die Schulbildung und die ärztliche Versorgung sind kostenfrei und stehen auf einem hohen Niveau. Die Medizin kostet kaum etwas. Dieses sind auch Errungenschaften der vom sozialistischen Diktator Fidel Castro und dem Revolutionsführer Che Guevara gegen den kubanischen rechten Diktator Fulgencio Batista zum Sieg geführten Revolution 1959. Daran erinnern Transparente mit den Aufschriften: „Viva Cuba", „Viva Fidel", „Viva Castro" sowie die Lieder, die Denkmäler und die übergroßen Porträts von Che Guevara. Das größte Monument zu Ehren von „Che" und seinen im letzten Kampf (1967 in Bolivien) gefallenen Mitkämpfern befindet sich in Santa Clara. Kuba ist die letzte „sozialistische" Bastion des zerfallenen Ostblocks. Aus gesundheitlichen Gründen erklärte der 81jährige Fidel Castro am 18. Februar dieses Jahres, daß er für die Ämter des Präsidenten des Staatsrates und Oberbefehlshabers der Streitkräfte nicht mehr zur Verfügung steht. Sein Nachfolger ist sein um fünf Jahre jüngerer Bruder Raúl, der am 24. Februar vom Parlament zum neuen Staatschef gewählt wurde. Kuba blieb bis jetzt politisch stabil, bei der Neubesetzung des Präsidentenposten kam es nicht zu Unruhen. Raúl ist liberaler eingestellt als Fidel, vermutet man. Kuba steht erwartungsgemäß vor Änderungen. Raúl hat vor Kurzem genehmigt, daß die Kubaner Handy und Computer besitzen und die Touristenhotels besuchen dürfen. Außerdem soll es bald keine Einheitslöhne mehr geben.

Die Polizeipräsenz ist im ganzen Lande stark, was nicht zu übersehen ist. Das echte Kuba erlebt man als Tourist nicht in den Luxushotels oder in den Hotelkasernen in Varadero. Das echte Kuba existiert in den Nebengassen, in den überfüllten kleinen Wohnungen. Die imposanten Gebäude der einzigartigen Mischung aus Kolonial- und Jugendstil sowie Art déco in der Altstadt Havannas wurden von der Revolutionsregierung kaum gepflegt. Sie sind schon lange renovierungsbedürftig. Die Innenhöfe sehen katastrophal aus, Straßen und Fußwege sind unfallgefährlich. Zur Rettung des historischen Stadtkerns erklärte die Unesco im Jahre 1982 900 Gebäude zum Weltkulturerbe. Seither laufen die aufwändigen Renovierungsarbeiten parallel zum Aufschwung der Tourismusbranche. Die Taxis, öffentlichen Busse und Lkw sind äußerst veraltet, oft 30 bis 50 Jahre alt. Sie ziehen schwarze und stikkige Abgaswolken hinter sich her.

Kuba ist arm. Aber Kuba ist selbstbewußt, stolz, lustig. Das kubanische Volk lebt und liebt, tanzt Rumba und Salsa nicht nur in den Lokalen oder bei Treffen unter Freunden, sondern auch an den weißen Sandstränden oder in den Parkanlagen im stechenden Sonnenschein. Kubas täglich Brot ist die Musik!

Für die Nationalpeso (Währung der Einheimischen) kann man in den Geschäften kaum etwas kaufen. Die Versorgungslage ist in Kuba immer noch schlecht. Es gibt monatliche Rationen auf Bezugsscheine für Grundnahrungsmittel und Kleidung. Damit kann man sehr billig Bohnen, Zucker, Speiseöl erwerben. Milch gibt es nur für Kinder bis zu sieben Jahren. Man kann unbeschränkt Hähnchen und Schweinefleisch kaufen, aber nicht die Exportwaren wie Rindfleisch und Fisch. Auf dem Familientisch gibt es dagegen Speisen in Hülle und Fülle; auf dem Schwarzmarkt kann man alles beschaffen.

In den Betrieben ist die Arbeitsmoral locker. Die Kubaner verdienen wenig: Der Durchschnittslohn beträgt 16 bis 20 Euro pro Monat. An den Arbeitsstellen gibt es Überbeschäftigung. Falls jemand fehlt, fällt es kaum auf.

Die Überproduktion an Akademikern ist hoch. Da es für sie nicht so viele Arbeitsstellen gibt, fahren sie Taxi oder kopieren CDs, die sie an Touristen verkaufen. Das Angebot an Zigarren ist auf den Straßen (Schwarzmarkt) sehr groß. Die Herkunft der Tabakwaren ist aber ab und zu fraglich: Eventuell sind sie aus den staatlichen Firmen „herausgezaubert" worden. Aber: Man bettelt nicht. Als stolzes Volk finden Kubaner Betteln eher entwürdigend. Aber sie suchen nach Kontakten mit den Touristen, um ihre Dienste als Fremdenführer auf freundschaftlicher Basis anzubieten. Ihre Annäherungsversuche sind keinesfalls aufdringlich.

Das ist Kuba. Das Kuba von heute. Kuba hat Wirtschaftspotential, es wurde aber noch nicht richtig genutzt. Kuba exportiert Nickelerze, Mangan, Erdöldestillate, medizinische Produkte, Fisch, Tabakwaren, Zucker, Kaffee, Rum und Zitrusfrüchte.

Kuba hat nette und erfinderische Menschen, weltberühmte Musik (Buena Vista Social Club), unbeschreiblich schöne Strände und Berge, eine exotische Pflanzen- und Tierwelt und so während des ganzen Jahres ein unerschöpfliches Reservoir für den Tourismus. Das Kuba von heute hat Zukunft. Viva Cuba!

Barfuß durch den weichen Sand der Atlantikküste

Einen der schönsten amerikanischen Strände hat die Insel Ocracoke vor North Carolina

Von Anja Schäfers

Der kurze, gedrungene Leuchtturm wacht unauffällig über den Hafen von Ocracoke Island. Die Fähre vom amerikanischen Festland biegt mit einer scharfen Linkskurve in den Silver Lake Harbor und legt in der Nähe eines Krabbenkutters an. Ihr Wellenschlag bringt eine Reihe von Segelbooten und Motorjachten zum Schaukeln. Auf dem Parkplatz neben dem Fähranleger trocknen Fischernetze in der Herbstsonne.

Entspannt geht es zu auf dieser Insel der Outer Banks, die wie eine Kette vor der Küste von North Carolina liegen. Raymond Austin begrüßt einige Neuankömmlinge so freundlich, als ob er sie schon ein Leben lang kennen würde. Der braungebrannte 50jährige steht in Shorts und T-Shirt da. „Zieht ja eure Schuhe aus!", ruft er lachend und weist auf seine bloßen Füße.

Kurze Zeit später graben sich bleiche Zehen in den feinen, weißen Sand auf der Atlantikseite der Insel. Die Dünen, der Strand und die Wellen erinnern an die Landschaft der europäischen Nordseeküste. Doch die Muscheln, von bunten Winzigkeiten bis zu großen Seeschnecken, machen dem Besucher klar, daß er sich in südlicheren Gefilden befindet. In der Nähe verläuft der 35. Breitengrad, der weiter östlich auf Nordafrika trifft.

An einigen Abschnitten des 16 Meilen langen Strandes deuten

Seeschildkröten legen ihre Eier ab

Leinen an, daß Spaziergänger am Wassersaum entlang gehen sollen. Dadurch werden die Gelege von Seeschildkröten geschützt, die hier ihre Eier im Sand vergraben. Die gesamte Insel außerhalb der Siedlung um den Hafen gehört seit den 50er Jahren zum Nationalpark „Cape Hatteras National Seashore" und steht unter Naturschutz.

Dadurch konnte die Küste ihre Natürlichkeit bewahren und blieb von Bausünden verschont. Der in den USA als „Dr. Beach" bekannte Küsten- und Umweltforscher Stephen P. Leatherman wählte Ocracoke zum schönsten amerikanischen Strand des Jahres 2007. Viele Einheimische und Besucher, die hier in der Sonne liegen, baden oder spielen, würden sich seinem Urteil wohl anschließen.

Ocracoke ist in den Sommermonaten ein beliebtes Urlaubsziel für amerikanische Familien. Sie campen oder kommen in Bed and Breakfast, Motels und Ferienhäusern unter. Es gibt Restaurants und Andenkenläden, Anglergeschäfte und Bootsverleih. Einkaufszentren und Filialen großer Hotel- oder Imbißketten sucht man vergebens. Die Insel hat sich ihren eigenen Charakter bewahrt.

Dies läßt sich zum Beispiel bei einer Tour mit dem Fahrrad entdecken. „Drive real, real slow" fordert ein Schild vor der Howard Street, einem sandigen Weg mit tiefen Schlaglöchern, zum extremen Langsamfahren auf. Zwischen Zedern und immergrünen Eichen stehen weißgestrichene Holzhäuser. Schaukelstühle laden dazu ein, auf einer schattigen Veranda die Meeresbrise zu genießen.

Viele Häuser sind auf Pfählen gebaut. Wie nötig das ist, sieht man an Markierungen, die den Wasserstand nach verschiedenen Stürmen und Hurrikanen anzeigen. Davon kann auch Philip Howard berichten, Nachfahre eines der ersten Besitzer der Insel. Auf Rundgängen zeigt er Urlaubern die Spuren der wechselhaften Vergangenheit von Ocracoke und erzählt von Lotsen und Händlern, von Fischern und Strandräubern.

Solche Geschichten kann man auch in Portsmouth erfahren, das auf einer Insel in Sichtweite von Ocracoke liegt. Dort erzählt sie

Lotsen, Fischer und Strandräuber

Barbara Adams, eine Mitarbeiterin des National Park Service. Sie führt durch einige als Museum eingerichtete Häuser. Sie sind alles, was von dem einstmals blühenden Handelszentrum übrig blieb.

Der Niedergang von Portsmouth begann 1846, als ein Hurrikan den Küstenverlauf und die Meeresströmungen veränderte. 1971 verließen die beiden letzten Einwohner den Ort. Neben Tagestouristen aus Ocracoke kommen heute vor allem Angler vom Festland. Eine kleine Fähre bringt sie zusammen mit ihren allradgetriebenen Fahrzeugen in das Naturparadies.

Auf die Vergangenheit der Region stößt man selbst beim Paddeln. Vom Silver Lake Harbor von Ocracoke geht es mit dem Kajak zum Teach's Hole. In dieser Meeresbucht ließ 1718 Edward Teach sein Leben, der als Pirat Blackbeard die Küste tyrannisierte.

Ganz in der Nähe ragen die Aufbauten eines Fischtrawlers aus den Wellen. Er ist nur eines von unzähligen Schiffswracks, die vor der Küste North Carolinas auf dem Meeresgrund liegen.

„Vielleicht hätte man den Leuchtturm doch höher bauen sollen", witzelt einer der Kajakfahrer, als es wieder Richtung Hafen geht.

Auf dem Rückweg müssen die Paddler gegen Wellen und kräftigen Wind ankämpfen. Immer mehr Wasser tropft auf die bloßen Beine. Entspannt gleiten einige braune Pelikane über die Wellen und stürzen sich zum Beutefang ins Wasser.

Bundeswehr hat im Ausland nichts zu verteidigen

Betr.: „Ganz vorn an der Front“ (Nr. 28)

Es gibt sie wieder in unserem Lande, die Unbelehrbaren, auch außerhalb der rechtsradikalen Parteien, die aus dem 8. Mai 1945, dem Ende des Zweiten Weltkrieges, nichts gelernt haben oder lernen wollen.

Wir haben am Hindukusch, am Horn von Afrika, vor den Küsten des Libanon und auf dem Balkan nichts zu verteidigen, auch nicht unsere Freiheit. Unsere Staatsgrenzen sind bekannt und diese werden wir im notwendigen Falle auch mit allen Mitteln verteidigen.

Wir haben in unserem Land genügend anstehende Probleme, deren politische Lösungen schon lange überfällig sind. **Karl A. Ehrhardt, Potsdam**

Die SPD machte Gysi erst möglich

Betr.: „Ein Leben im Parteiadel“ (Nr. 24)

Gysi wurde nach der Wiedervereinigung zu einem Auserwählten deutscher Medien. Ich weiß nicht, warum, für mich war er immer ein Stück Abfall aus der Kiste DDR.

Ob er sich im sogenannten Parteiadel hätte halten können, wenn die demokratischen Parteien der Bundesregierung die PDS verboten hätten, wie das begründet und angebracht gewesen wäre, weiß ich nicht. Er hat es aber sicher der SPD und linksorientierten Medien zu verdanken, daß er im politischen Geschäft geblieben ist. Ganz lustig, daß die SPD dabei ist, der Gysi-Lafontaine-Partei hinterher zu hinken. Bei Kindern würde man sagen: Strafe muß sein; bei der SPD – Recht geschieht ihr! **Waltraud Ettel, Köln**

Nicht nur Opfer!

Betr.: „Christen unter Druck“ (Nr. 27)

Wann hören wir endlich einmal, daß die christlichen Kirchen und die christlich geprägten Staaten unserer Welt sich vor bedrohte Glaubensbrüder stellen und auch das Verhältnis zwischen ihnen und den Unterdrückerstaaten in ihr Handeln einbeziehen?

Ist es nicht ein Unding, wenn in Europa eine Moschee nach der anderen gebaut wird, Muslime hier tun und lassen können, was sie nur wollen, und in islamischen Ländern zur gleichen Zeit Christen verfolgt und an der Ausübung ihrer Religion gehindert werden?

Ich möchte nicht, daß in Europa lebenden Muslimen Gewalt angetan wird, aber ich wäre für spürbare Reaktionen auf jede Unterdrückung von Christen. Auf keinen Fall dürfen muslimische Gewalttäter glauben dürfen, daß Christen nur Opfer sind. **Albert Bose, Neubrandenburg**

Bundeswehr im Ausland: Die Schnelle Eingreiftruppe in Afghanistan wird auch kämpfen müssen. Foto: ddp

Ausgeliefert

Betr.: „Die Welt muß sich wehren“ (Nr. 28)

Der Ölpreis zeigt uns, daß wir Getriebene sind, daß wir hinnehmen müssen, daß die internationale Spekulation in unseren Lebensstandard eingreift und uns Schaden zufügt, ohne daß wir uns zu wehren vermögen.

Wir können in unserer gesellschaftlichen Ordnung nur auf das Wirken unserer Regierung setzen.

Da könnten wir aber auch auf einen lahmen Gaul setzen. Da tut sich nichts.

Nahezu gegenteilig, wenn der Staat an seinen hohen Benzinsteuern festhält und seine Bürger alleine läßt.

Wie, so frage ich mich, soll es weitergehen? Wie können wir der internationalen Spekulation einen haltbaren Riegel vorschieben?

Haben wir sogenannte Freunde, die unter den Spekulanten zu finden sind? **Josef Schütz, Stuttgart**

Falsche »Kompensationsthese«

Betr.: Leserbrief „Einsatz für Ostpreußen“ (Nr. 28)

„Leider hat Deutschland unter der Herrschaft von Hitler 1939 mit dem Scharfschießen begonnen“, führt der Leserbriefschreiber in seiner Zuschrift aus. Tatsächlich haben sich zwei Großmächte, die UdSSR und Deutschland, im August 1939 auf einen gemeinsamen Angriff auf Polen geeinigt, der dann im September 1939 von beiden Staaten vollzogen wurde. Die Westmächte England und Frankreich, die sich als Garantiemächte Polens ausgaben, haben aber nur Deutschland, nicht jedoch der UdSSR den Krieg erklärt, und zwar deshalb, weil insbesondere England die „ostpolnischen“ Gebiete nicht als polnisch anerkannte. Für England war maßgebend, was der englische Außenminister Lord Curzon als Ostgrenze eines nationalen Polen definiert hatte. Folglich ist die „Kompensationsthese“, wonach Polen für „seine“ 1921 im Frieden von Riga von der UdSSR erpreßten Gebiete eine „Kompensation“ durch die seit zirka 700 Jahren zu Deutschland gehörenden Ostprovinzen erhalten solle, reines Propagandainstrument. Es diente dem Zweck, Vertreibung und Völkermord an den Deutschen sowie den damit verbundenen Raub riesiger deutscher Gebiete zu rechtfertigen. **Dr. Roland Mackert, Sachsenheim**

Streit zwischen Schotten und Iren

Betr.: „Hochprozentiges Lebenswasser“ (Nr. 25)

In einer Zeit der Geschichtsverfälschungen sollte man der *PAZ* auch hinsichtlich „weicher“ Themen Richtiges entnehmen dürfen. Autor Feyerabend behauptet: „... unbestritten befindet sich im nordirischen Ort Bushmills die älteste verbriefte Whiskey-Brennerei der Welt.“

Der Whiskeyexperte Jim Murray bestreitet genau dies: „Es ist aber erwiesen, daß die Bushmills Destillerie erst 1784 gegründet wurde, und daß sie die älteste Destillerie Irlands, nicht der Welt, ist .... für den ernsthaften Whiskeytrinker ist es frustrierend und irritierend zu sehen, wie ein Marketinggag schließlich als falsche ‚Geschichte‘ auf einer Steintafel verewigt wird.“

Die schottischen Brennereien Littelmill (1772), Glenturret (1775) und Bowmore (1779) sind älter als Bushmills.

Die Behauptung, irischer Whiskey lagere nacheinander in Eichen-, Sherry- und Madeirafässern ist in dieser Verallgemeinerung ebenfalls inkorrekt. Im übrigen ist die Farbe der weitaus meisten Whisk(e)ys heutzutage nicht allein auf die Faßlagerung, sondern auf die Beigabe von Zuckerkulör (Karamel) zurückzuführen. **Holger Bremhorst, Remscheid**

Eigene Atomkraftwerke bauen

Betr.: „Abgemeldet“ (Nr. 28)

Der Normalbürger wird mit Meldungen über die Kernkraft eingedeckt, die ihn sozusagen im Regen stehen lassen. Er weiß nicht, was zutrifft.

Natürlich erinnert er sich an Tschernobyl, und der Störfall in einem französischen Kraftwerk weckt auch nicht gerade Begeisterung für die Kernkraft. Aber bei allen Ängsten erhebt sich die Frage, was ist zu tun, was bekommt uns auf Dauer, was hilft uns, unseren Energiebedarf zu decken. Die Wahrscheinlichkeit „scheint“ groß, daß die Verschandelung unserer Landschaft mit Windrädern, die äußert fragwürdige Produktion von Biosprit und die Sonnenenergie es nicht bringen. Ich meine, daß wir um die Nutzung der Kernenergie nicht herumkommen, was uns ja nicht hindern muß, Energie auch auf anderen Wegen zu gewinnen. Es ist doch auch äußerst unwahrscheinlich, daß wir unter den europäischen Völkern die einzigen Klugen sind. Andere Völker leben in den gleichen Verhältnissen und finden andere Antworten. Gegenwärtig sollten wir unsere ganze technische Intelligenz auf den Bau und die Sicherheit von Atomkraftwerken konzentrieren, die wir ohne Angst für uns nutzen können. **Margot Thoms, Böblingen**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Wolf Oschlies

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Oberstraße 14 b, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 Euro monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 Euro monatlich, Luftpost 14,50 Euro monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:

redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5022**

Rote Armee war hervorragend ausgerüstet

Betr.: Leserbrief „Sowjets waren nicht fähig, uns anzugreifen!“ (Nr. 21)

Ich möchte als Zeitzeuge und Zeithistoriker dem Leser antworten. Seine Aussage, daß die Sowjets nicht in der Lage gewesen seien, Deutschland anzugreifen, wird allein schon durch die Tatsache widerlegt, daß die „Rote Armee“ seit 1939/40 mit ihrem Aufmarsch an der damaligen Grenze begann. Zu dieser Zeit wurde die deutsche Armee nach dem Frankreich-Feldzug reduziert, wurden Divisionen aufgelöst, und die Soldaten gingen zurück an ihre Arbeitsplätze. Erst Ende 1940 waren die Meldungen über einen unüblichen Aufmarsch an der damaligen Grenze alarmierend. Auf jeder Kriegsschule wird gelehrt, daß ein Truppenaufmarsch zur Grenze keine Verteidigungsmaßnahme darstellt. Hinzu kommen die operativen Waffen, wie Panzer, motorisierte Verbände, Einheiten der Luftwaffe, die ihre Feldflughäfen unmittelbar an der Grenze errichteten. Dann für uns als Soldaten die Überraschung über ihre technische Ausstattung. Wir hatten noch unseren Karabiner 98 mit fünf Schuß, sie, die angeblich nicht fähig waren oder nicht vorbereitet waren, hatten durchweg Schnellfeuerwaffen als Infanteriegewehre. Desweiteren vorzügliche Maschinenpistolen, die nicht so anfällig waren wie die unsrigen. Von ihrer Panzerwaffe ganz zu schweigen, ich denke dabei an den Panzer T 34 und den schweren Kampfwagen, denen wir nichts entgegensetzen konnten. Nur unsere gute Ausbildung und unsere Einstellung ließen uns überleben.

Nun, der Leserbriefschreiber fragte mit Recht, warum dieser Überfall! Nach meiner Überzeugung und den Fakten war es kein Überfall, wir stießen in einen Bereitstellungsraum, der mit ungeheurem Waffenmaterial und mit Angriffsdivisionen aufgefüllt war. Hier stellt sich natürlich die Frage, war die sowjetische Militär- und Staatsführung so dumm, ihre gesamte Verteidigung mit diesen Menschen und Material den Gegner vor die Nase zu setzen! Oder war es doch eine Angriffsarmee? Man kann nicht auf Jahre solche Truppenmassierungen in Wäldern mit ihrem Material bereitstellen. Es wäre ökonomisch und militärisch ohne Sinn. Ich spreche hier als Zeitzeuge und ehemaliger Offizier, der nicht an die Dummheit der roten Armeeführung geglaubt hat. Diese Führung hat in den späteren Operationen bewiesen, daß sie militärisch nicht dilettantisch war. Meiner Überzeugung nach, bestärkt durch eigenes Erleben, war unser Angriff auf die bereitstehende Rote Armee ein Defensivschlag. Als Vergleich der Angriff der USA und seiner Verbündeten auf den Irak. Der Angriff erfolgte auf Grund falscher Informationen und einer Flut von Lügen. Hier scheint die Aussage des Lesers zu stimmen. Der Irak war nicht fähig, uns anzugreifen. **Heinz Unruh, Berlin**

Einfach Verbrecher

Betr.: „Hohmann angegriffen“ (Nr. 24)

Wir sollten mit den politischen Bezeichnungen sorgsamer umgehen und es nicht denen nachmachen, die sich grundsätzlich voller Haß gegen Konservative, national orientierte und ihr Land liebende Mitbürger wenden, die sich der Mitte wie auch rechts von der Mitte einordnen lassen. Links wie Rechts gehören in jede demokratische Ordnung. Der Bundesadler hat zwei Flügel, nicht nur einen linken, und Rechts hat etwas mit Recht zu tun. Der gemeinsame Kampf aller Demokraten, linker wie rechter, hat den Extremisten und Gewalttätern, dem Abschaum unserer Gesellschaft zu gelten, der sich – wie aus vielen Meldungen hervorgeht – ein linkes Mäntelchen angezogen hat. Wer Mitbürger angreift oder Autos abfackelt ist nicht links oder rechts, er ist ganz einfach ein Verbrecher, der hinter Gitter gehört. **Bodo Holm, Berlin**

Danke für die Objektivität der *PAZ*

Betr.: Preußische Allgemeine Zeitung

Als langjähriger treuer Leser Ihrer Zeitung bin ich immer wieder begeistert vom Mut Ihrer Zeitschrift, die Dinge ungeachtet aller zeitläufigen Tendenzen beim Namen zu nennen, was in der heutigen Medienlandschaft leider zu selten vorkommt.

Um so mehr muß ich Ihnen für Ihre umfassende Berichterstattung bei größter Objektivität auf allen medialen Ebenen danken und kann nur hoffen, daß Ihre Zeitung ihren Weg zu unseren obersten Regierungsstellen immer wieder findet. **Otto Bergmann, Ludwigshafen**

Von den an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt. Alle gedruckten Leserbriefe werden auch ins Internet gestellt.

MELDUNGEN

Deutschlands Einwohnerzahl weit geringer

Berlin – In Deutschland leben vermutlich rund 1,3 Millionen Menschen weniger als bislang angenommen: 80,9 statt 82,2 Millionen. Dies gab das Statistische Bundesamt in Berlin bekannt. Die Fortschreibungen der Volkszählungsresultate von 1981 (DDR) und 1987 (Bundesrepublik) produzierten einem Zensustest zufolge große Ungenauigkeiten.

Migranten sollen wieder gehen

Madrid – Spanien will arbeitslosen Ausländern die Rückkehr in ihre Heimat finanziell versüßen. Die Migranten, mehrheitlich aus Ecuador, Kolumbien und Marokko, sollen einen Teil ihrer Arbeitslosenunterstützung im voraus erhalten, wenn sie gehen und sich verpflichten, mindestens drei Jahre nicht nach Spanien zurückzukehren. Das Land ist nach jahrelangem Boom besonders heftig vom Platzen der Immobilienblase betroffen, die Arbeitslosigkeit steigt rapide.

ZUR PERSON

Scharnier nach ganz links



Obwohl die Parteispitze der Linken in den letzten Tagen nicht gerade glücklich sein dürfte über die Äußerungen und Aktionen ihrer Linksaußen-Aktivistin, darf sie ungerüffelt weitermachen.

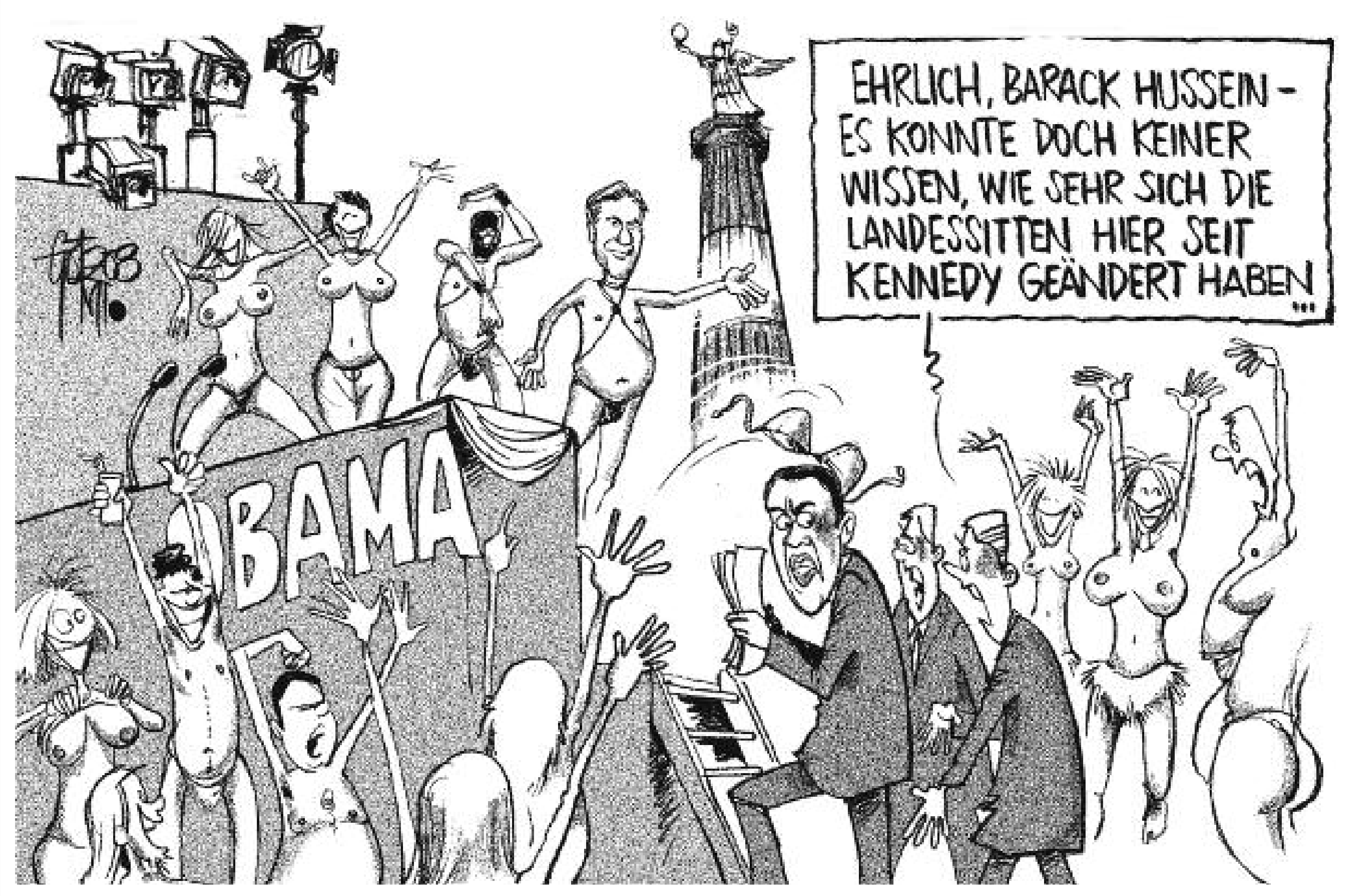
Ulla Jelpke, Innenpolitische Sprecherin der Linkspartei, macht kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen die politische Ordnung der Bunderepublik. Doch diesmal trifft die Keule, mit der sie für gewöhnlich gern auf alles einprügelt, was rechts der linken Mitte steht, sie selbst. Jelpke hatte bei ihrer Attacke gegen das geplante Gesetz zur Terrorabwehr im Bundestag heftig danebengegriffen.

„Was da geschaffen wird, ist eine geheim ermittelnde Staatspolizei", polterte die Abgeordnete. Reaktion im Plenum: Lautstarke Entrüstung, Rücktrittsforderungen, Jelpkes letzte Worte gehen fast unter.

Fünf Jahre verbrachte die heute 57jährige in einem Mädchenheim, wurde Heimsprecherin und trat dem Kommunistischen Bund (KB) bei. Später wechselte sie zu Hamburgs Grün-Alternativer Liste (GAL), für die sie zwischen 1982 und 1989 in der Bürgerschaft saß. Seit 1990 vertritt sie mit Unterbrechung die PDS im Bundestag.

Neben dem „Kampf gegen rechts" engagiert sie sich für die verbotene kurdische PKK, verteidigt das kommunistische Regime auf Kuba und schreibt für die vom Verfassungsschutz als linksextremistisch eingeordnete Zeitung „Junge Welt".

„Außerdem agiert Ulla Jelpke als Scharnier zwischen der Partei und dem Umfeld der Roten-Armee-Fraktion", stellte 1994 der Politikwissenschaftler Patrick Moreau fest. 2006 sicherte sie auf einer Veranstaltung ehemaliger Stasi-Mitarbeiter den „Genossen" ihre „Solidarität" zu. *M.A.*



Zeichnung: Götz Wiedenroth

Dankeschön

Was Angela Merkel den Soldaten wohl gesagt hätte, was die Grünen als Kriegsherren gelernt haben, und was Stalin heilig macht / Der Wochenrückblick mit Hans Heckel

Die Attentäter des 20. Juli stehen ja schon länger im Zwielicht. Wir Nachgeborenen schöpfen unseren nachgebürtlichen Informationsvorsprung voll aus und haben jedes Jahr etwas Neues an den Verschwörern auszusetzen.

Erst diesen Sommer indes trat das zentrale Versagen der Verschwörer ans Licht: Hätten die ihren Anschlag nicht wenigstens um vier oder fünf Wochen vorverlegen können? Aber nein, die Herren mußten ja unbedingt mitten in der Ferienzeit zur Tat schreiten! Daran kann man absehen, wie kurzsichtig Stauffenberg und Co. gehandelt haben, historisch betrachtet.

Sie sind schuld, daß von den 600 Bundestagsabgeordneten gerade einmal 20 dabei sein konnten beim feierlichen Gelöbnis der Bundeswehr vor dem Reichstag. Selbst der Regierende Bürgermeister von Berlin, Klaus Wowereit, war verhindert, weil er auf der Insel Tagomago urlaubte. Tagomago? Wir mußten auch erst nachsehen: Das ist ein kleines exklusives Eiland neben dem spanischen Ibiza. Dort feierte Wowi die Hochzeit von TV-Alt-Talkerin Sabine Christiansen, zusammen mit Christiansens neuem Mann und ihren Freunden Schicki und Micki.

Bundeskanzlerin Merkel und ihr Außenminister Steinmeier wollten die Gelöbnisfeier eigentlich auch schwänzen. Erst im letzten Moment soll die Regierungschefin realisiert haben, daß der fast 90jährige Amtsvorgänger Helmut Schmidt die Ansprache hält. Außerdem blieb ihren Beratern das vorauseilende Medienecho auf ein Fernbleiben der Kanzlerin nicht verborgen. Die verbiesterte Journaille versteifte sich darauf, daß nicht die Attentäter ihren Zeitplan nach dem der Kanzlerin zu richten hätten, sondern umgekehrt.

So mußten unter das Joch von Geschichte und Verantwortung für unsere Soldaten gebeugt dann doch einige Spitzenrepräsentanten vor dem Reichstag antanzen. Die Rede von Schmidt wurde allgemein gelobt. Wir hingegen hätten viel lieber eine Ansprache der amtierenden Kanzlerin gehört. Da hätte sie bestimmt weihevolle Worte gefunden über „unsere Verantwortung vor der Welt" und wie sehr sie „in Gedanken immer bei unseren Soldaten ist", wenn keine Ferien sind.

Solche Anlässe sind es, die uns Gewißheit darüber schenken, von welch tiefem Ernst unsere Politiker durchdrungen sind, wenn sie den Soldaten im Namen aller Deutschen für den gefährlichen Einsatz in Afghanistan „ein herzliches Dankeschön" (O-Ton Merkel) sagen. Toi! Toi! Toi! – möchte man da fröhlich einstimmen.

An Virtuosität beim Umgang mit unserer Armee um Längen übertroffen werden die Kanzlerin und ihr Außenminister von den Grünen. In ihren Gründerjahren wollten sie den Laden dichtmachen, weil man einfallende Feinde schließlich genauso gut mit „we shall overcome" in die Flucht singen könne. Bis zum Regierungseintritt 1998 standen die deutschen Soldaten bei den Grünen auf dem Index der Verwerflichkeiten. Die unter Kohl scheinbar täglich drohende „Militarisierung der deutschen Außenpolitik" war der große Dämon, auf den die Grünen ihre historische Rolle als friedenserhaltende Mission in der deutschen Politik drapierten. Man hatte schließlich aus der Geschichte gelernt, im Unterschied zu den anderen.

> Pazifist sein, dann schnell zwei Kriege anfangen, und danach zurück in die Friedensbewegung

Kaum an die Regierung gekommen, wollten die Friedensbewegten das Spielzeug denn aber doch mal ausprobieren und fingen zusammen mit den Sozialdemokraten – zur Probe sozusagen – gleich einen Krieg an, den gegen Serbien. Und keine zweieinhalb Jahre später schon den zweiten, den gegen die Taliban.

Während ihrer Feldherrenzeit haben sich die Grünen viel vom militärischen Handwerk abgeguckt. Beispielsweise, wie man sich nach erfolgtem Vorstoß spurlos ins Gebüsch verzieht, um kurz darauf aus einer ganz anderen, vom Gegner völlig unerwarteten Seite abermals anzugreifen. Nachdem die Partei wieder in der Opposition gelandet war, folgte der blitzartige Rückzug ins Unterholz. Krieg? War da was? Heute erleben wir die neue Offensive: Die Grünen lassen keine Gelegenheit mehr aus, um ihren Widerwillen gegen den von ihnen angezettelten Krieg in Afghanistan auszudrücken.

Auf ihre erstaunliche Wendigkeit angesprochen antworten sie, daß sie eben aus Fehlern gelernt hätten. Nur gut, daß das Lehrgeld andere bezahlen, die Soldaten nämlich, möchte man ihnen dafür um die Ohren hauen. Gegen solche Gemeinheiten waren die Grünen aber schon immer immun. Kriegsherr Joschka Fischer ließ sein Nachdenkergesicht stets in die tiefstmöglichen Falten fallen, wenn die Rede auf seine Kriege kam. Es war nicht zu übersehen: Ob seiner „schweren Bedenken" und perfekt inszenierten Gewissensnöte tat sich der Mann selbst dermaßen leid, daß in seinem Herzen kein Platz mehr war für die angeblichen Nöte tumber Kommißköppe.

Dieser Geist ist längst tief in Gesellschaft und Verwaltung unseres Landes eingedrungen, wie uns der etappentapfere Widerstand des Bezirksamts Berlin-Mitte gegen das Bundeswehrgelöbnis vor dem Reichstag demonstriert hat. Na ja, das Gelöbnis fand ja dann dennoch statt.

Gut beschützt von der augenzwinkernden Unterstützung ihres rot-roten Senats versuchen die findigen Bürokraten, die Schlappe wettzumachen: Den Angehörigen gefallener Bundeswehrsoldaten wollen sie die Aussicht auf einen würdigen Gedenkort versalzen. Für das neue Ehrenmal sollen vier junge Bäumchen gefällt werden, die den Blick auf die Gedenkstätte beträchtlich stören. Das will das Bezirksamt Berlin-Mitte verhindern und legte laut „Berliner Zeitung" sein Veto ein. Bäumefällen sei immer „ein sensibler Punkt", sagt der zuständige Stadtrat Ephraim Gothe den konsternierten Angehörigen ins Gesicht.

„Sensibel" – was aus Wörtern alles werden kann! Nun ja, die Zeiten ändern sich, und was als heilig gilt, ändert sich mit ihnen. Da können vier Bäumchen mehr Respekt einfordern als die 2600 Soldaten, die im Dienst ums Leben gekommen sind. Zumal, wenn man die Bäumchen zur Verhöhnung der verachteten Toten so wunderbar gebrauchen kann!

Was schließlich auch eine Leistung ist, denn solch ein Zynismus wird einem ja nicht in die Wiege gelegt. Das ist eine Kunst, welche Kommunisten und Nationalsozialisten zur höchsten Blüte getrieben haben im 20. Jahrhundert. Und sie haben nichts verlernt, wie uns die Meldung lehrt, daß die kommunistische Partei von St. Petersburg die Heiligsprechung von Josef Stalin fordert.

Die Sache ist auf den ersten Blick derart phantastisch, daß einem spontan die Spucke wegbleibt. Die haben's drauf!

Auf den zweiten Blick ist die Chose gar nicht mehr so irrwitzig. Für Kommunisten gibt es solche Sachen wie Menschenwürde, Bürgerrechte und ähnliches sowieso erst in der „kommunistischen Endgesellschaft". In der Kampfzeit bis dahin ist alles und jeder, also auch jeder Mensch und erst recht seine angebliche „Würde", der Erreichung des Ziels unterzuordnen. Bis zu jenem glorreichen Ende der Geschichte teilt sich die Menschheit in drei Gruppen: Genossen, nützliche Idioten und Klassenfeinde.

Die Klassenfeinde sind wegzuräumen. Idioten und Genossen sind aber auch nur Instrumente im Kampf, die so nutzbringend wie möglich zu verbrauchen sind.

Was also hat Stalin falsch gemacht? Gut, er hat ziemlich viel verbraucht, aber auch allerhand weggeräumt! Wenn jemand auf die Millionen Kollateralleichen zu sprechen kommt, empfiehlt es sich, ein wenig Zerknirschung zu zeigen. Die Idioten macht das glücklich, sie nennen einen danach „geläutert" oder gar „demokratisch"! Idioten halt. Die Klassenfeinde merken wir uns für später.

Stalins moralische Integrität jedenfalls ist fleckenlos, weil er ja alles nur für das große Ziel getan hat. Und so eine Heiligsprechung könnte hilfreich sein auf dem Weg zum nächsten Versuch.

ZITATE

*Der Hauptstadtkorrespondent des „Focus", **Henning Krumrey**, macht seinem Ärger Luft über die **Gleichgültigkeit**, mit dem deutsche **Politiker** über das Gelöbnis der **Bundeswehrrekruten** am 20. Juli vor dem Reichstag hinweggingen:*

„Das Gelöbnis von 500 Bundeswehr-Soldaten zeigte die ganze Oberflächlichkeit der Politik im Umgang mit der Armee. Abgeordnete, die in ihren Sonntagsreden gern die Parlamentsarmee preisen ... waren zu faul oder sich zu fein, in den Parlamentsferien den Weg nach Berlin anzutreten. Gerade mal rund 20 Mitglieder des Bundestags waren schließlich beim Gelöbnis dabei! 20 von über 600, die mit ihrem Votum Tausende Soldaten in Auslandseinsätze schicken – und manche davon in den Tod."



Reinhard Führer

*Der Vorsitzende des **Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Reinhard Führer**, äußerte sich gegenüber der „Welt" (21. Juli) **empört** über die Weigerung des **Bezirksamts** von Berlin-Mitte, vier kleine Bäume für das **Bundeswehr-Ehrenmal** fällen zu lassen:*

„Tausende junge Frauen und Männer riskieren ihr Leben im Dienst für den Frieden, kommen dabei ums Leben, und anstatt ihnen in Deutschland ein Ehrenmal zu bauen, diskutieren wir monatelang, ob vier Bäume gefällt werden dürfen oder nicht. Die Angehörigen der getöteten Soldatinnen und Soldaten haben das Recht auf einen zentralen Ort zur Trauer."

*CSU-Chef **Erwin Huber** gab auf dem CSU-Parteitag in Nürnberg einen **bedenklichen Ausblick**:*

„Wer heute die Kreuze aus den Klassenzimmern holt, der will morgen vielleicht die Gipfelkreuze von den Bergen holen."

*In einem Beitrag für das Deutschlandradio kritisierte der konservative Publizist **Alexander Gauland** den „**Kampf gegen rechts**" als **Mittel zur** allgemeinen **Linksverschiebung** des politischen Spektrums:*

„Der Kampf gegen rechts, der einmal der Abwehr des Rechtsextremismus dienen sollte, ist längst ein Mittel geworden, das politische Gleichgewicht immer weiter nach links zu verschieben. Linke Verfehlungen in literarischen Karrieren schaden niemandem, rechte Verfehlungen sind tödlich."

*Brandenburgs Ministerpräsident **Matthias Platzeck** (SPD) **bereut** seinen später gekippten Plan, mit einem **Sonderzug** nach Finsterwalde zu reisen. Der Regionalexpress 3 von Finsterwalde nach Berlin war Ende 2006 stillgelegt worden:*

„Sicher, das war eine doofe Idee. Aber es hat sich niemand etwas Böses dabei gedacht. Aber man muss ja die Leute nicht noch provozieren."